

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv
Nr. 2/1983

Inhalt:

Walter Methlagl: »Der Brenner« — Beispiel eines Durchbruchs zur Moderne. Texte, Bilder, Arbeitsbericht.	3
Hanspeter Ortner: Wittgenstein und Bühler — Kritik an der cartesianischen Sprachauffassung.	34
Sieglinde Klettenhammer: Die Nicht-Rezeption Georg Trakls in den Zeitschriften »Der Sturm« und »Die Aktion«.	50
Eberhard Sauermann: Unbekannte Widmungen Georg Trakls.	62
Hinweise:	
Sigurd Paul Scheichl: Zwei Neuerscheinungen über Karl Kraus.	64
Johann Holzner: Zum Briefwechsel zwischen Adolf Pichler und Alois Brandl.	68
Krzysztof Lipinski: Zum Topographischen bei Georg Trakl.	70
Das »herrliche Geschenk« an den »unbekannten Freund«.	72
Rezensionen der Zangerle-Festschrift »Untersuchungen zum 'Brenner'« (Auswahl). ..	73
Suchanzeigen	75
»Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs«	75

Gedruckt mit Unterstützung der Tiroler Landesregierung

Eigentümer und Verleger: »Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs« und Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«

Druck: Steiger-Druck, 6094 Axams, Schäufole 6

Herausgeber: Walter Methlagl und Eberhard Sauer mann

Für den Inhalt verantwortlich: Eberhard Sauer mann

per Adr. Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«

Universität Innsbruck (Tel. 05222/724/3471)

A-6020 Innsbruck, Innrain 52

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet.

Walter Methlagl:

»Der Brenner« — Beispiel eines Durchbruchs zur Moderne. Texte, Bilder, Arbeitsbericht

Vorbemerkung

Im Rahmen einer Präsentation des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« fand am 13. April 1983 im Bundesländerhaus-Tirol in Wien ein eintägiges Seminar zum Thema »'Der Brenner' — Beispiel eines Durchbruchs zur Moderne« statt. Die Arbeit verteilte sich auf folgende vier Arbeitskreise:

Kultur-, Kunst- und Zeitkritik im »Brenner« 1910-1925. (Ludwig v. Ficker, Karl Kraus, Carl Dallago, Adolf Loos, Max v. Esterle, Erich Lechleitner, Anton Santer, Theodor Haecker, Ferdinand Ebner)

Leitung: Prof. Dr. Allan S. Janik

Sprache und Melos. Geistesgeschichtlicher Kontext künstlerischer Innovation. (Ferdinand Ebners Anteil an Josef Matthias Hauers Hölderlin-Vertonungen)

Leitung: Dr. Werner Schulze

Wortbild — Rhythmus — Klangbild. (Friedrich Hölderlin und Georg Trakl. 'Musikalität' in der Lyrik als Grundlage ihrer Beziehung)

Leitung: Doz. Dr. Walter Methlagl

Probe der Hölderlin-Lieder von Josef Matthias Hauer.

Leitung: Prof. Dr. Othmar Costa

Die Themen der Arbeitskreise waren auf wechselseitige Erhellung abgestimmt und sollten insgesamt die These erläutern, die dem Seminar zugrundelag:

Es hat im »Brenner« zwischen 1910 und 1925 einen 'Durchbruch zur Moderne' gegeben.

Durchbruch zur Moderne deutet an, daß sich (auch) im »Brenner« und in seinem engeren Umkreis in philosophischer Reflexion, weltanschaulicher Konfrontation, in Literatur-, Kunst- und Zeitkritik, sowie in Lyrik, Musik und Architektur eine radikale Verlegung von Ideen und künstlerischen Zielsetzungen inhaltlicher Art in die jeweiligen *Mittel* vollzogen hat, also von philosophischer Dialektik in gesprochene und reflektierte Sprache, von 'Motiven' in Rhythmen und Farben, von Ornament in Baumaterial. — Auf engstem Raum persönlicher Auseinandersetzung hat es in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg — und von diesem gewiß ausgelöst und gefördert — in denkender Besinnung und künstlerischer Praxis unverkennbare Annäherungen an eine puristische, der Synästhesie verhaftete geistige Vermittlung gegeben, die als eine wichtige Basis, als eine Art Prüfstein für alles weitere geistige Schaffen in Österreich anzusehen ist.

Mit dieser These ist ein konkreter Forschungszweig im Brenner-Archiv angesprochen. Sie ist freilich nicht darauf angelegt, das Phänomen dieser Zeitschrift im vollen Umfang zu erfassen. Höchstens ist damit eine Schicht ihrer Entwicklung freigelegt, eine dynamische Übergangsphase kenntlich gemacht, deren Auswirkungen freilich noch bis in die letzten Folgen der Zeitschrift (bis 1954) spürbar sind.

Innerhalb der gesamten Präsentation lieferte das Seminar die theoretische Argumentation zu einer Ausstellung von Bildern Max von Esterles und Erich Lechleitners, die gleichzeitig im Seminarraum zu sehen war, und zu einer Lesung und musikalischen Darbietung am Abend desselben Tages und im selben Raum. Das Seminarthema wurde also nicht nur diskursiv abgehandelt, sondern in künstlerischer Vermittlung auch konkret sinnfällig gemacht. — Die Lesung bestand aus einem Extrakt der nachstehenden Texte. Dem Besucher der Abendveranstaltung und insbesondere des Seminars eröffnete sich dadurch die Möglichkeit eines Vorverständnisses, das den Eigenwert der anschließend vorgetragenen

»Hölderlin-Lieder für Bariton und Klavier« von Josef Matthias Hauer (opus 23 und opus 40) und der Uraufführung »Gesang einer gefangenen Amsel« nach Georg Trakl für Flöte solo von Franz Schreyer zweifellos unterstrich.

Die nachstehend abgedruckten Texte waren den Seminarteilnehmern im vorhinein zugeschickt worden, sodaß mit einer annähernd gemeinsamen Diskussionsbasis gerechnet werden konnte. Die Auswahl der ausgestellten Bilder erklärt sich aus der unmittelbaren Nähe ihrer Entstehung und Thematik zu dem in den Texten dokumentierten Zusammenhang. Insgesamt bringt dieser dem Leser auch noch im Nachvollzug einen wichtigen kulturgeschichtlichen Aspekt dieser Zeitschrift nahe.

Erster Arbeitskreis Kultur-, Kunst- und Zeitkritik im »Brenner« 1910-1925

Biographische Hinweise:

Um Carl Dallagos willen haben Ludwig von Ficker und Max von Esterle 1910 den »Brenner« gegründet. Allen drei war eine kompromißlose kulturkritische Einstellung gemeinsam, die sie zunächst gegen lokale Mißstände, dann aber auch gegen Exponenten der liberalen bürgerlichen Kultur — etwa in Wien und München — geltend machten. Positives Gegenbild war in ihrem Sinne das von Carl Dallago im Anschluß an Gedanken von Nietzsche und Laotse gelebte Naturmenschentum. Der satirische Impuls wurde durch die bewußte Nähe zu Karl Kraus bestärkt. Viermal hielt Kraus auf Einladung des »Brenner« in Innsbruck Vorlesungen. — Schon zur Zeit der Gründung der Zeitschrift war Ficker Esterles starkes Engagement in der Erarbeitung und Kontrolle subtilster Farbunterschiede aufgefallen. Nach dem Mai 1912 wurde auch Trakl mit der konsequenten, auch von Karl Kraus geschätzten Bemühung dieses Malers bekannt, die angeblich 'weiße' Farbe des Schnees in verschiedenster Einstrahlung (auch bei Nacht) in ihre spektralen Bestandteile zu zerlegen. In Esterles Atelier entstand auch Trakls Selbstbildnis. — In Wien machte Trakl nicht nur die Bekanntschaft von Karl Kraus, sondern auch die von Adolf Loos, der Exemplare des »Brenner« in Wiener Kaffeehäusern verbreitete. Es war Trakl, der Manuskripte mit Beiträgen von Loos für den »Brenner« Ludwig von Ficker überbrachte. 1930/31 erschienen die Schriften von Loos als Gesamtausgabe erstmals im Brenner-Verlag. — Im Frühjahr 1913 widmete Hermann Broch seine »Notizen zu einer systematischen Ästhetik« Ludwig von Ficker. Darin ist die Funktion von Kraus' Preßkritik und von Loos' Kritik am Ornament erstmals im Zusammenhang einer allgemeinen Gesellschaftskritik und eines Systems einer expressionistischen Ästhetik dargestellt. Das gleichzeitige Vorkommen des 1911 erschienenen Werkes von Kandinskij »Über das Geistige in der Kunst« ist der einzige derzeit bekannte Hinweis darauf, daß Trakl dessen Inhalt, der seine eigene lyrische Farbbehandlung frappant erhellt, gekannt haben könnte. —

Der Krieg bewirkte im »Brenner«, der seit Herbst 1919 wieder erschien, einen radikalen Kulturpessimismus, den vor allem Ferdinand Ebner christlich motivierte. Dadurch geriet er in Grundsatz-Konflikte nicht nur mit seinem Freund, Josef Matthias Hauer, sondern auch mit Anton Santer, der als einziger im »Brenner« noch permanent Lyrik veröffentlichte, und mit dessen engem Freund, dem Maler Erich Lechleitner, den Ebner im August 1920 in Innsbruck persönlich kennenlernte. Daß und wie zu gewissen Zeiten sowohl Hauer als auch Lechleitner in ihrem jeweiligen künstlerischen Metier auf Farbkreistheorien zurückgriffen, und wieweit Ebner dabei eine Rolle spielte, bedarf noch näherer Untersuchung. Anton Santer hat nicht nur im »Brenner« der frühen zwanziger Jahre, sondern noch bis in die sechziger Jahre Versuche unternommen, sich den Bildern des Freundes als

schreibender Autor zu nähern, sie, wie er sich ausdrückte, »sprachlich zu begegnen«, um sowohl ihre sprachlose Eigenständigkeit als auch die Begrenztheit der eigenen sprachlichen Mitteilungsmöglichkeiten näher kennenzulernen.

Zur Diskussion:

- 1) Wie lassen sich die Motive der Gesellschafts- und Kulturkritik aus heutiger Sicht beschreiben?
- 2) Wie läßt sich die Reduktion der künstlerischen Praxis und der ästhetischen Theorien (weltanschaulichen Positionen) auf die Selbstdarstellung der *Mittel* (Farbe, Material, Melos) anhand von Einzelbeispielen beschreiben?
- 3) Ergibt sich daraus ein durchgängiger kultureller Impuls (Protest), an dem Dichter, Schriftsteller, Maler, Architekten und Musiker teilhatten, und den man als 'Durchbruch zur Moderne' bezeichnen kann?
- 4) Im einzelnen: Darf Trakls Lyrik als gesellschaftskritisch gelten? — Lassen sich die Loos'schen Grundsätze heute noch aufrecht halten? Gibt es Zusammenhänge zwischen Trakls »semantischer Reduktion« ('Unverständlichkeit') und der Verurteilung des Ornaments durch Adolf Loos? Verdeckt die Betitelung von Bildern Lechleitners und anderer Maler nicht die vom Maler intendierte Selbstdarstellung der Mittel?

Protokoll:

Allan Janik (bezugnehmend auf Frage 2) geht von Hermann Brochs »Notizen zu einer systematischen Ästhetik« aus:

a) »Nicht ein Stil will enden, eine Zivilisation schickt sich dazu an.«

b) »Alle Kunst strebt nach Erweiterung ihrer Mittel.«

In a) sei wohl die Zeitkritik sowohl der »Fackel« als auch des »Brenner« symptomatisch erfaßt; in b) sei wohl der Grund für die vielfache Überschreitung des herkömmlichen 'eigenen' Mediums einer Kunst und die Hinwendung zu synästhetischem Gestalten zu sehen.

Die Frage wird aufgeworfen, ob in Esterles Schnee Bildern eine neuartige Konzentration auf die Darstellungsmittel vor sich gegangen sei (Zerlegung des 'Weiß' des Schnees in seine farblichen Konstituenten, deshalb auch die thematische Schwerpunktbildung in seinem Werk). — Dagegen wurde angeführt, es handle sich eben doch um — wenn auch gediegene — Landschaftsmalerei im herkömmlichen impressionistischen Stil, der nichts grundsätzlich Neues anhafte; die diesbezüglichen Innovationen seien schon im 19. Jahrhundert erfolgt. Dem Einwurf, die motivliche Konzentration sei aber doch zu auffallend, zumal Esterle die Auseinandersetzung mit dem 'Schnee' in allen möglichen Techniken durchgeführt habe, wobei das landschaftliche Motiv eindeutig zugunsten der farb(technischen) Auseinandersetzung in den Hintergrund trete, wurde entgegengehalten, daraus ließe sich nicht ein künstlerisches Äquivalent für Esterles Kunst- und Zeitkritik im »Brenner« herleiten. Man müsse eben zwischen zwei 'Esterles' unterscheiden: dem Maler und dem Kritiker und Karikaturisten im »Brenner«. Das malerische Werk dürfe mit dem »Brenner« nicht in zu nahe Beziehung gebracht werden. Außerdem sei in solchen Fällen immer auch der internationale Maßstab wichtig.

Für Esterles Doppelbegabung wurde somit das verneint, was anderswo im »Brenner« — allerdings erst nach dem Ersten Weltkrieg — als versuchte Grenzannäherung zwischen bildender Kunst und Sprachkunst ganz offenkundig wurde, nämlich in den lyrischen Äußerungen Anton SanTERS zu Bildern des Malers Erich Lechleitner. Diese Annäherung kann sowohl als besonders unmißverständliche Grenzziehung als auch als Grenzüberschreitung gedeutet werden. (Vgl. die den Abbildungen nach S. 18 gegenübergestellten Gedichte Anton SanTERS auf S. 16f.)

Weiterführende Literatur:

- Gerald Stieg: Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus. Salzburg: Otto Müller 1976 (= Brenner-Studien Bd. 3)
- Sigurd Paul Scheichl: Aspekte des Judentums im »Brenner« (1910-1937). In: Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. Hrsg. v. Walter Methlagl, Eberhard Sauer mann u. Sigurd Paul Scheichl. Salzburg: Otto Müller 1981, S. 70-121

Texte:

[Carl Dallago]

Geleitwort

Vielleicht ist schon der Beginn dieser Zeitschrift ein Fehlbeginnen, indem die Aussicht auf Bestand gering erscheint gemessen an den vorhandenen Mitteln und dem Zusammentun von nur Wenigen. Vielleicht ist auch für das Erscheinen der Zeitschrift keine Notwendigkeit da in dem Sinne, daß sie von vielen gewünscht wird. Aber es sind Unternehmungen von reger Beteiligung und größtem Aufwand von Mitteln gescheitert, und andere — ausgesetztere — haben sich durchgerungen und behauptet. Darum wollen wir trotz der wenig ermunternden Aussicht den Versuch wagen und gestützt auf ernstes Wollen in der Öffentlichkeit mit dem Unternehmen festen Fuß zu fassen suchen, indem wir uns bemühen, dasselbe so auszubauen, daß es uns die Begriffe: Kultur, Kunst, Dichtung lebendig und fruchtbar erhält. Es bedeutet uns im Kerne ein Unterbringen der menschlichen Natur — ein Unterbringen von Menschentum. Und zuletzt dünkt uns ein solcher Versuch schon eine Tat.

(»Der Brenner«, Jg. 1, H. 1, 1.6.1910)

Max von Esterle

An den Innsbrucker Gemeinderat

Meine Herren!

Zur richtigen Zeit eine altväterische Gemeindegewirtschaft in ein großzügiges Industrieunternehmen umzuwandeln, ist ein schönes Stück Arbeit, das juristischem Geiste — in der Verwaltung immer verhängnisvoll — nie geglückt wäre. Es ist ein großer Vorteil für die Stadt, welche Sie repräsentieren, daß Sie fast alle Kaufleute, Erwerber wirtschaftlicher Grundlagen, Verdienner, Besitzer sind, die nicht anders konnten, als ihre erfolgreiche Geschäftspraxis auch auf die Stadtverwaltung zu übertragen. Man kann heute behaupten, daß Innsbruck den Eindruck eines gutgeleiteten, reinlichen und rentablen Kaufhauses macht, worin nichts fehlt, was dem Durchschnittsbürger frommt, aber auch alles vermieden ist, was nicht dem banalen Zwecke eines Erträgnisses dient. Aber leider — Ideale finden in dieser Ordnung des Wohlstandes, der Hygiene und der Bequemlichkeit ebenso wenig Platz wie in einer beliebigen Stadt am Balkan.

Die Kunst z.B. — Begreiflich ist es ja, daß Ihren einfachen, stolzen und ein wenig kalten Profitnaturen die Kunst als etwas Entbehrliches erscheint, als ein Aufwand, der nur in der Welt, in der man Luxus treibt und Pleite macht, eine verführerische Rolle spielt. Aber schließlich sind auch die Werte, welche Sie selbst schaffen, nur dann bleibende, wenn sie — auch absichtslos — unsere Kultur fördern. Und der Gesamtbegriff der »Kultur« ist oh-

ne Kunst nicht denkbar, denn Kunst reinigt das Leben, wie Sonne die Luft, und ohne Kunst würde alles Leben erkranken. Ich nehme an, daß Sie, meine Herren, dies nicht gewußt haben und daß Sie jetzt einsehen werden, daß auch die Förderung alles dessen, was Kunst betrifft, zu den Pflichten einer Stadtverwaltung gehört. Diese Förderung hat bisher auf sich warten lassen. Im Gegenteil hat (um mich kaufmännisch auszudrücken) Ihre ablehnende Haltung eine bessere Disposition zur Bewegung aller Kunstwerke nicht aufkommen lassen, wobei noch die Mattheit in der Nachfrage trotz andauernd günstiger Auslandsmeldungen stark auf den hiesigen Markt drückte.

(»Der Brenner«, 1.7.1910)

Brief-Entwurf Ludwig v. Fickers an Otto Wachtler, Innsbruck-Mühlau, 8.12.1910

[. . .]

Ich danke Ihnen für die Offenheit, mit der Sie sich über Dallagos und meine Stellungnahme zu Greinz und Hirth etc. aussprechen. Aber die Möglichkeit, daß man uns eine beschädigende, aggressive Absicht »unterschieben« könnte, kann für mich unmöglich ein Grund sein, das zu unterdrücken; was ich auf dem Herzen habe, und das zu verschweigen, was in einem solchen Falle einfach im Interesse einer reinlichen Scheidung gesagt werden muß. Ich kann doch unmöglich von mir selbst verlangen, die Bedenken derer zu theilen, die ohne weiteres geneigt sind, die Lauterkeit meines Kunstempfindens und die Motive meiner Kampfweise zu verdächtigen. Mit solchen Leuten hab' ich nichts gemein, und was sie über die Art meines Angriffes denken, kann daher für mich in keiner Weise beherzigenswert sein. Mißdeutungen ist jeder Mensch ausgesetzt, der sich in öffentlichen Diskussionen dem bon ton der großen Menge und ihrem eingefleischten Kollegialitätsbedürfnis widersetzt. Ich bin nun einmal so unbescheiden, dem eigenen Rückgrat mehr Widerstandskraft zuzutrauen als der eisernen Rückgratlosigkeit der Menge. Und nichts scheint mir entwürdigender als die Selbsterziehung zu einer Weitherzigkeit, die außer der gebotenen Rücksicht auf die eigene Gesinnung auch noch die Gesinnungen umgebender Majoritäten in sich beherzigt. Nichts hassenswerter als die Optik einer Weltbetrachtung, die einem geraden Blick das Schielen und einem offenen Scheuklappen angewöhnen möchte. Und daß die Auflehnung gegen derlei »ideale Forderungen« als Anmaßung und Präpotenz gebrandmarkt wird, ist in dieser kunterbunten und doch so farblosen Welt von Sachverständigen und Kollegen nur natürlich. Und es ist mir noch immer sympathischer, mit einem brausenden Schädel gegen die Wand der öffentlichen Meinung zu rennen, als mit einem erleuchteten gemächlich durch ihre offenen Thüren zu spazieren.

[. . .]

Karl Kraus

Dagegen haben sie [die Ausschnittbureaus] die Aufsätze einer Zeitschrift »D e r B r e n n e r« (Halbmonatsschrift für Kunst und Kultur), die in Innsbruck erscheint, nicht auf mich bezogen. Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht: man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt; und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischl ihren Kohl bauen, weiß niemand in Wien. Ich sage das natürlich, weil das Blatt mich lobt. Und es hat offenbar in dieser Absicht gehandelt, indem es mir seine Kritiken so lange vorenthalten hat, bis der Zufall, der immerhin schneller arbeitet als ein Ausschnittbureau, mir die Kunde von ihnen zutrug. [. . .]

(»Die Fackel« Nr. 331/332, 30.9.1911)

Max von Esterle

Innsbrucker Kunstschau

Franz Niederwanger, Innichen: Portrait des »Monsignor Josef Walter, 76 Jahre alt, Doktor der Philosophie und Theologie, päpstlicher Hausprälat, Ritter des Ordens der eisernen Krone 3. Klasse, f. b. Schulkommissär, k. k. *Conservator für Kunst und historische Denkmale*, f. b. geistlicher Rat, Stiftsprobst, Dekan und Pfarrer in Innichen, ein Priester nach dem Herzen Gottes, ein Seelsorger von Gottes Gnaden«, eine langweilige Wachsfigurenähnlichkeit, ein verzuckerter Meisterschmarrn, eine gemalte Fotografie, eine Augenweide für Betschwestern und ähnliche Naturen. Maler und Modell befinden sich wohl, haben den Antimodernisteneid geleistet und schwärmen nur noch für mumifiziertes Leben.

(»Der Brenner«, 15.4.1911)

Ein wohlhabender Bürger hat vor einiger Zeit wieder eines seiner miserablen Dilettantstücke ausgestellt. Eine wahre malerische Obszönität. Er übt eine zwingende Hypnose auf unsere Kunsthändler aus. »Habe die Ehre, Herr von Dingsda; ah, ist das aber schön, nein großartig! Diese Farben! Meisterhaft! Natürlich, wird sofort ausgestellt! Wir tun einfach den Plattner weg. Ist ja viel schöner, das Ihrige.« Keiner sagt ihm aufrichtig, daß ihm eigentlich nur ein Hosenbandel herabhängt, das jeden lachen macht, wenn er es exhibitioziert. Er soll malen soviel er will. Das ist seine Sache. Aber warum denn ausstellen? Warum denn so grün in ein Auslagenfenster spucken? Warum vor Verlassen seines Lokals die Kleider nicht ordnen?

(»Der Brenner«, 15.5.1911)

Otto Rasim: Drei Landschaften. Entschieden besser als die letzten. Immerhin haben sich Rasims Beziehungen zur Kunst nicht geändert. Ihm ist das Schneemalen nichts als ein höchst einfacher, schematischer Trick, den man sich von einem anderen abguckt. Mit diesem Trick in der Tasche begibt man sich zur Jagd auf Natur. Resultat: Bluff in Blau oder Esterle leicht gemacht. Es ist aber töricht, sich mit dem ernähren zu wollen, was ein *Anderer* verdaut hat. Durch den falschen Schluß wird Rasim verleitet, mit Trümpfen herumzuwerfen, die keine mehr sind, Türen mit Vehemenz einzurennen, die längst offen sind. Wie der Parvenü, der in vornehmer Gesellschaft die guten Manieren übertreibt und gerade dadurch als unecht auffällt. Oder wie die klassische Zirkusfigur, die durch den Gegensatz zwischen Geschäftigkeit und Leistung zum Lachen zwingt.

(»Der Brenner«, 1.6.1911)

Thomas Walch: Porträt des Herrn Joh. Tob. Haid. Sehr ähnlich, sehr gut gezeichnet, sehr gut modelliert, sehr bewährt gemalt, sehr lebendig, sehr bieder — aber bei Gott sonst nichts!

(»Der Brenner«, 1.8.1911)

Franz Ferdinand Rizzi: Kollektivausstellung im Museum Ferdinandeum. Mit der gauklerischen Geschicklichkeit, die südliche Völker auszeichnet, geht der Maler die schwierigsten Probleme an. Seine Bilder sind wie italienische Gasthöfe: eine Marmortreppe, aber kein Abort. Viel Präntention, aber kein Abflußkanal für Verbrauchtes, Übles. Ein Konglomerat von Impetus und Impotenz, von Geduld und grandioser Leichtfertigkeit, von Temperament und Wahllosigkeit, in einem Klexensabbath Odes und Gutes durcheinander tummelnd und verwirrend. Heimische Felsen tanzen demonstrativ zu der Totenstarre einzelner Häuser, überraschende Naturtreue wechselt mit leerer Manier, künstlerische Anfänge mit

geschmacklosestem Kitsch. Die Porträts sind entsetzlich in ihrer photographischen Ähnlichkeit und die richtige Kunst fürs Volk. Daneben ein paar Landschaften, die wenigstens in Details sehr gut sind. Wie die Ladiner Kunst betreiben, ist eben ein eigenes Kapitel. Sie sind unsere heimischen Amerikaner mit dem harten, kommerziellen Bewußtsein, das die Kultur im Geld und merkwürdigerweise das Geld in Kulturdingen sucht. Sie zählen zwar auch Tizian zu den ihren, aber erst die Späteren haben aus der Kunst Industrie gemolken und damit die Entwicklung des Kunstsinnes vorausgesehen. Trotzdem — was wäre Rizzi für ein prächtiger Gehilfe! Für größere, dekorative Arbeiten wäre er wie geschaffen als untergebener Mitarbeiter. Warum hat man die Unselbständigkeit der Maler abgeschafft? Um wie viel besser stünde so einer da als heute — nur Gott allein über sich!

(»Der Brenner«, 15.11.1911)

Professor Hans Larch: Kinderreigen, Plastik (Wagnersche Buchhandlung). Bitte eine Enquete einzuberufen, die darüber entscheiden soll, wer in ganz Innsbruck einen solchen Quark auszustellen und mit »Professor soundso« zu signieren wagt, wer sonst als ein k.k. Professor einer Staatsgewerbeschule! Einstweilen eine Ideenassoziation: Bildhauer — kann nix — also Staatsversorgung — Protektion — Professor — nicht mehr nötig — Schlaf — Hühneraugen auf Gesäß — geeichte Patzerei — volle Pension — Respekt! . . . Aber wozu ausstellen?

(»Der Brenner«, 15.11.1911)

In der Beurteilung kann man das Werk nicht von seinem Erzeuger trennen. In diesem liegen alle psychischen Ursachen, in jenem nur ihre Abbilder. Das eigentliche Objekt der Kritik ist nicht das zufällige Werk, das den Anlaß gibt, sondern das komplexe Menschentum des Künstlers, dessen Läuterung anzustreben die Absicht des Kritikers zu sein hat, weil daraus die Läuterung aller kommenden Werke erfolgen kann. Die Aufgabe des Kritikers besteht also eigentlich bloß darin, die Selbstkritik des Künstlers aufzustacheln. Was dieser vor seinem tiefsten Gewissen verantworten kann, halte ich für fehlerlos und urbedingt. Aber das Gewissen ist in unserer Zeit selten geworden, und ich sehe nicht ein, warum es gemein und unerlaubt sein soll, es wachzurufen. Wenn ich erkannt habe, daß — ein Beispiel für viele andere — Albert Plattner seine Entwicklung hemmt, indem er jeden seiner Striche bewundert und seinen lebhaften Kunstverstand zur Selbsttäuschung mißbraucht, muß ich ihn noch nicht für einen hoffnungslosen Fall halten. Nur glaube ich, ihn ganz besonders heftig bombardieren zu müssen, damit er endlich aus seiner Balance gerät, die nur mit falschen Gewichten hergestellt ist, und damit er dadurch zum Bewußtsein kommt, daß er es eine Zeit lang verliert. Ich muß seine Eitelkeit geißeln und ihn brutal an seinen wundensten Punkten verletzen, damit er in Berserkerwut verfällt und im Rückschlag zur Demut findet. Bei ihm gelingt es mir auch trefflich, weil mich die Antipathie gegen seinen Charakter findig macht. Aber ich tue es trotzdem nicht aus Böswilligkeit, sondern in der Hoffnung, daß er verlorene Gnaden wiederfindet, und aus stillschweigender Achtung vor den Leiden, die ihn sonst erwarten. Daß diesem Trauerspiel ein bißchen Publikum zugafft und sich manchmal an Pointen ergötzt, ist mir widerlich, dem Betroffenen aber heilsam, da es ihm die Unzulässigkeit eines Grundes zeigt, auf dem er bauen wollte.

Für Tagesblätter, deren einzige Aufgabe der Bericht an das Publikum ist, wäre eine ähnliche Auffassung der Kunstkritik ungebührlich. Im »Brenner« ist sie die einzig mögliche. Und auch da kann sie nur ein Versuch bleiben, einigen Künstlern der Provinz das anzubieten, was die Großstadt vielfältiger ermöglicht: den Anschluß an ein geistiges Niveau, das vor der Gefahr des Untergehens ins Fettbürgertum rettet.

(»Der Brenner«, 15.4.1913)

Ludwig von Ficker

Max von Esterles Kunst

Leute, die dickhäutig genug wären, selbst Naturphänomenen mit der Ungläubigkeit der Besserwissenden gegenüberzustehen, sind frappiert von der Keckheit dieses Wasserblaus. Aber hat man nicht auch die blauen Schatten seiner Schneelandschaften angezweifelt? Hat er sie nicht selbst vielleicht im Anfang etwas angezweifelt? Bis er sich und uns daran glauben gelehrt. Bis wir sahen, daß diese Farbe nicht um ihrer selbst, ihres besonderen Va-
leurs willen im Bilde stand, sondern daß sie eine bewußte Funktion erfüllte, nämlich die: Form zu geben. Wie mir dies unbeschadet der eminenten koloristischen Vorzüge seiner Bilder als das Signum seines bisherigen Schaffens erscheint: Form aufzudecken. Und zwar mit einer Hingebung, fast Verbissenheit, die nicht immer alle Mühen zu verwischen vermag, aber im einzelnen Resultate zeitigt, die für seine Technik — und kaum für sie allein — bleibenden Gewinn bedeuten. Man kann bei ihm so sicher sein (ich würde dies nicht sagen, wenn es nur bei Dilettanten vorkäme), daß Schnee nicht Obersschaum, ein Stein kein Pappendeckel und Wasser nicht bestrichenes Blech ist.

Kann sein, daß sich Esterle noch zu ausschließlich an seine Mittel verliert, aber noch jeder Künstler hat seine besondere Art ursprünglich wie ein Panzerhemd getragen, in das es erst hineinzuwachsen galt; und je intensiver er, ohne in Manier und Selbstabklatsch zu fallen, das Spezifische seiner Mittel ausprägt, einen desto reineren Abdruck seiner künstlerischen Physiognomie wird er zu geben imstande sein. Und gerade dies — das unablässige Ringen um die Vervollkommnung seiner Mittel — bricht bei Esterle mit bezwingendem Ernst hervor. Man fühlt, daß er nur eines spielend und wie selbstverständlich meistert: die Farbe (wobei es belanglos ist, daß sein Auge vornehmlich auf Blau reagiert). Alles andere scheint er sich mit der Inbrunst dessen abzurufen, der sprach: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

(»Innsbrucker Nachrichten«, 3.6.1909)

Hugo Neugebauer

An Max von Esterle

Du wandtest dich von schmiegsam weichem Fleisch
zum stummen Trotze starrender Gesteine,
beschwichtigend des Blutes Brunstgeheisch
mit deiner Winter klarer, kalter Reine,
die dunkel flockend Grab an Grab bedeckt,
und stehst, verblickt in bleiche Sonnenscheine.

Dich lockt der Herbst nicht mehr, der, bunt gefleckt,
die Becher schwenkt, drin dumpfe Räusche lauern,
des Sommers Korn und was im Lenz sich reckt:

Du starrst, versenkt in stilles, weißes Trauern,
und all die Tode, die du schon erlebt,
umwerben uns mit heimlichem Erschauern,
wenn deine Hand dem Werke sie werbet.

(»Der Brenner« 1.2.1913)

Adolf Loos

Ornament und Verbrechen

[. . .]

Der drang, sein gesicht und alles, was einem erreichbar ist, zu ornamentieren, ist der uranfing der bildenden kunst. Es ist das lallen der malerei. Alle kunst ist erotisch.

Das erste ornament, das geboren wurde, das kreuz, war erotischen ursprungs. Das erste kunstwerk, die erste künstlerische tat, die der erste künstler, um seine überschüssigkeiten los zu werden, an die wand schmierte. Ein horizontaler strich: das liegende weib. Ein vertikaler strich: der sie durchdringende mann. Der mann, der es schuf, empfand denselben drang wie Beethoven, er war in demselben himmel, in dem Beethoven die neunte schuf.

Aber der mensch unserer zeit, der aus innerem drange die wände mit erotischen symbolen beschmiert, ist ein verbrecher oder ein degenerierter. Es ist selbstverständlich, daß dieser drang menschen mit solchen degenerationserscheinungen in den anstandsarten am heftigsten überfällt. Man kann die kultur eines landes an dem grade messen, in dem die abortwände beschmiert sind. Beim kinde ist es eine natürliche erscheinung: seine erste kunstübung ist das bekritzeln der wände mit erotischen symbolen. Was aber beim papua und beim kinde natürlich ist, ist beim modernen menschen eine degenerationserscheinung. Ich habe folgende erkenntnis gefunden und der welt geschenkt: *evolution der kultur ist gleichbedeutend mit dem entfernen des ornamentes aus dem gebrauchsggegenstande*. Ich glaubte damit neue freude in die welt zu bringen, sie hat es mir nicht gedankt. Man war traurig und ließ die köpfe hängen.

[. . .]

(1908; veröffentlicht in: *Trotzdem. 1900-1930. Innsbruck: Brenner-Verlag 2. Auflage 1931. = Die Schriften von Adolf Loos in zwei Bänden. 2. Bd.*)

Hermann Broch

Notizen zu einer systematischen Ästhetik

[. . .]

Alle Kunst bewegt sich vom reinen Rhythmus, primitiven Stil zu rationalisierendem Naturalismus; die bildende Kunst geht vom reinen Ornament zu freier Naturauffassung, der Tanzgesang wird zur Dichtkunst. Überall strebt die Tendenz zur Anwendung freierer Mittel, denn die alten, allzubekannt, werden zum Klischee, werden zur Kapellmeistermusik.

Jeder Stil stirbt an diesem allzu großen Wissen; der leuchtende Ausdruck einer Wahrheit wandelt sich zu Hohlheit und wird zur Lüge, stirbt. Dann kommt der Totengräber, der Rationalist.

Jeder müden Kultur entsteht der Rationalist, der den gesunden Menschenverstand auf den alten Stil losläßt: die Griechen hatten ihre Sophisten, das Christentum seine Reformatoren, das Ancien Régime seine Aufklärer, doch diese Zeit versammelt die ganze Horde.

Denn diesmal ist es gründlicher. Nicht ein Stil will enden, eine Zivilisation schickt sich dazu an.

Was Kraus sehend aus Lokalberichten kündigt, wird auch dem Kurzsichtigen in großzügiger Einfachheit vorgeführt. Diese weiße Zivilisation hat eine geographische Mission gehabt und die erfüllt sich nun: seit zweitausend Jahren rationalisiert sich diese Kultur ohne sich zu vertiefen [. . .]

[. . .]

Ist nicht auch die Kunst ein Zeichen dieser Zeit? soll das, was sich als neu und hoffnungsvoll ausruft, nicht auch als Merkmal des Endes gewertet werden müssen?

Alle Kunst (und auch damit entspricht sie noch der Definition der Ekstase) strebt nach Erweiterung ihrer Mittel. Das Ende muß auch ihr Erfüllung sein, muß ihr *alle* Mittel geben: der Expressionismus bringt sie ihr.

Es ist, als wäre der Expressionismus notwendiges Stadium der Kunst und der Zeit. Er ist mehr als eine Maltechnik, wie es der Impressionismus war, der Kubismus ist; er ist mehr als die Kindlichkeit des Verstandes im Futurismus (die Futuristen sind moderne Italiener!), *er ist letzte Folgerung des Ästhetischen*. Er hängt nicht wie der Futurismus an sausenden Automobilen und Aeroplanen, er steht nicht vor der Großstadt oder dem großen Lärm und schreit, wie »herrlich weit haben wir's gebracht« — er ist ein ernstes und tüchtiges Wollen und Kandinsky sei dafür gedankt.

Und doch Auflösung der Kunst.

Kandinskys Buch, *Über das Geistige in der Kunst*, kann — ohne es zum Beispiel herabzudrücken — durchaus zur Erläuterung unserer kritischen Untersuchung herangezogen werden. Durchaus erfüllt von der Einheit alles Geistigen und Ästhetischen, sieht es, vielleicht nur in zu priesterlicher Weise, als Aufgabe aller Kunst, diese Einheit zu äußern. Jedes Kunstmittel aber, sei es nun realistisch oder abstrakt, kann zu dieser Äußerung herangezogen werden; das Kunstwerk hat bloß »dem Gesetz der inneren Notwendigkeit« zu folgen und in dem Gesetz liegt die Einheit.

Unserer Untersuchung folgend erkennen wir aber im »Gesetz der inneren Notwendigkeit« den Satz vom Gleichgewicht, seine Universalität, und Kandinskys Schluß »Als letzter abstrakter Ausdruck bleibt in jeder Kunst die Zahl« wurde im Versuch der vergleichenden mathematischen Behandlung präzise festgelegt.

Der Expressionismus führt die Kunst ihrer letzten Wesenheit wieder zu, dem reinen Ausdruck vom Satz des Gleichgewichtes — sie nähert sich ihren Polen.

Der Stil, der konzise Ausdruck des Gleichgewichtes, wird überwunden und mit ihm das Ornament. Der Kristall verflüchtigt sich. Farbe und Ton entsteigen ihren Gesetzen und werden frei. Das kleine Gesetz wird verlassen, weil das über ihm stehende große erkannt wurde; doch ist das große Gesetz für unsere kleinen Mittel nicht zu weit?! Formelmäßiges öffnet sich zu ätherischer Geistigkeit und entschwebt. Die Erweiterung der Mittel ist am Ende; das Wissen um die Schönheit entkräftet das Begehren.

Darum halte ich es für unangebracht, aus der Unfähigkeit zum Ornament, aus dem Erfassen der Schönheit des Zweckvollen, der Maschine, das Kommen einer großen und neuen Kunst zu prophezeien. Und auch im Durchbruch des Geistigen vermag ich bloß einen notwendigen Abschluß zu sehen. Und viel eher denn eine große Kunst ahne ich eine Zeit der *décadence*, die das naive ernsthafte Pathos der alten Stile durch eine schöne Skepsis ersetzt.

Und dann? Welcher Anfang ist in dem Ende? In gewissem Sinn haben die Fortschrittsfreunde der Menschheit immer Recht.

(Ludwig v. Ficker »mit freundlichem Gruß gewidmet«; Beilage zu Brief H. Brochs an L. v. Ficker, 19.3.1913; zitiert nach H. Broch: *Schriften zur Literatur 2. Theorie*. Frankfurt 1975. = *Kommentierte Werkausgabe 9/2*)

Adolf Loos

Regeln für den, der in den Bergen baut

Baue nicht malerisch. Überlasse solche Wirkungen den Mauern, den Bergen und der Sonne. Der Mensch, der sich malerisch kleidet, ist nicht malerisch, sondern ein Hanswurst. Der Bauer kleidet sich nicht malerisch. Aber er ist es.

★

Baue so gut als du kannst. Nicht besser. Ueberhebe dich nicht. Und nicht schlechter. Drücke dich nicht absichtlich auf niedrigeres Niveau herab, als auf das du durch deine Geburt und Erziehung gestellt wurdest. Auch wenn du in die Berge gehst. Sprich mit den Bauern in deiner Sprache. Der Wiener Advokat, der im Steinklopferhans-Dialekt mit dem Bauer spricht, hat vertilgt zu werden.

★

Achte auf die Formen, in denen der Bauer baut. Denn sie sind der Urväterweisheit geronnene Substanz. Aber suche den Grund der Form auf. Haben die Fortschritte der Technik es möglich gemacht, die Form zu verbessern, so ist immer diese Verbesserung zu verwenden. Der Dreschflegel wird von der Dreschmaschine abgelöst.

★

Die Ebene verlangt eine vertikale Baugliederung; das Gebirge eine horizontale. Menschenwerk darf nicht mit Gotteswerk in Wettbewerb treten. Die Habsburgwarte stört die Kette des Wienerwaldes, aber der Husarentempel fügt sich harmonisch ein.

★

Denke nicht an das Dach, sondern an den Regen und Schnee. So denkt der Bauer und baut daher in den Bergen das flachste Dach, das seinen technischen Erfahrungen nach noch möglich ist. In den Bergen darf der Schnee nicht abrutschen, wann er will, sondern wann der Bauer will. Er muß daher ohne Lebensgefahr das Dach besteigen können, um den Schnee wegzuschaffen. Auch wir haben das flachste Dach zu schaffen, das unsere technischen Erfahrungen nach möglich ist.

★

Sei wahr! Die Natur hält es nur mit der Wahrheit. Mit eisernen Gitterbrücken verträgt sie sich gut, aber gotische Bogen mit Brückentürmen und Schießscharten weist sie von sich.

★

Fürchte nicht unmodern gescholten zu werden. Veränderungen der alten Bauweise sind nur dann erlaubt, wenn sie eine Verbesserung bedeuten. Sonst aber bleibe beim Alten. Denn die Wahrheit, und sei sie hunderte von Jahren alt, hat mit uns mehr innere Zusammenhänge als die Lüge, die neben uns schreitet.

(»Der Brenner«, 1.10.1913)

Georg Trakl

Antlitz eines Hauses: Ernst und Schweigen des Steins groß und gewaltig gestaltet
Adolf Loos in Bewunderung

Georg Trakl

(Eintragung in ein Gästebuch des 'Hauses am Michaelerplatz', Wien, Sommer oder Spätherbst 1913)

Karl Kraus

Der Abend [Kraus-Vorlesung am 16.1.1913] war von der Schriftleitung des »Brenner« (Ludwig v. Ficker) veranstaltet worden. Daß die einzige ehrliche Revue Österreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Österreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

[. . .]

(»Die Fackel« Nr. 368/369, 5.2.1913)

Georg Trakl

Karl Kraus: weißer Hohepriester der Wahrheit,
Kristalline Stimme, in der Gottes eisiger Odem wohnt,
Zürnender Magier,
Dem unter schwarzem Mantel der blaue Panzer des Kriegers klirrt.

(Rundfrage über Karl Kraus, »Der Brenner«, 15.6.1913)

Hugo Neugebauer

In F[licker]s Arbeitszimmer hängt ein Gemälde von Esterle: Trakl trunken im Schnee, von der Nacht überfallen. Die Kinder [Fickers] nennen es treffend den »Geist«. Es ist Trakls Geist, der da umgeht: schattenhaft, gespenstisch, unheimlich, ungeheuer, erschütternd. Wie tief vertraut mußte der Künstler mit dem Elend dieses Irrwanderers geworden sein, ehe er Unsichtbares aus innigstem Mitgefühl heraus so sichtbar gestalten konnte! Denn das ist ja gerade das Wesen der Kunst, daß sie Unsichtbares sichtbar macht. Es ist Trakls Geist, beschworen von Esterle. Ein Bild, auch darum merkwürdig, weil es wohl die einzige Landschaft Esterles ist, in der ein Mensch erscheint: zum Vorschein kommt. Wie aus ihr selbst heraus und wie auf dem Wege dahin zurück, woher er gekommen: in Nacht, Winter und Stille.

(Manus, unveröff., verm. um 1920; Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«.)
Das Bild Esterles ist hier abgebildet nach S. 18.

Ludwig von Ficker

Erich Lechleitner, 1879 in Innsbruck geboren, ist mit seinem Werk nie an die Öffentlichkeit getreten. Aber wenn wir, der Wahrnehmung des Geleitworts folgend, unser Augenmerk auf nichts mehr richten, was mit Persönlichkeitskult zusammenhängt, sondern nur darauf, daß dies und das neugeboren wird und gegebenen Orts Resonanz findet — denn Resonanz ist Mitteilung —: dann ist diese Publikation am Platz, und die Bilder des Heimlichen und Unheimlichen, die sie aus der Fülle der gestalteten Gesichte eines Ungekannten in ihrem traumhaft Einleuchtenden aufscheinen läßt, diese Gleichnisse des Namenlosen im Daseinsausdruck der erschaffenen Welt, mögen unbetitelt wie sie sind als Legende seines Schaffens für sich selbst sprechen.

(Klappentext zu: Erich Lechleitner: Bild- und Schnitzwerk. Innsbruck: Brenner-Verlag 1924)

Anton Santer

Bruchstücke

Nicht damit das Leben über dem Werke vergessen und verleugnet werde, sondern als Lebens Zeichen muß man Werke nehmen und die Namen dazu, und den ganzen Namen dem Lebendigen und seiner Freiheit geben, nicht — auch töricht unbewußter Weise nicht — seinem Werk. Und besser ist es, am Werke und dessen Namen zu zweifeln als am Leben, dessen Zeichen es ist oder war. Es führt die Einsicht in diese Pseudonymie menschlichen Schaffens am besten zum Werke für Schöpfer und Hörer, am weitesten von beirrendem Persönlichkeitskult, am nächsten zur Quelle, der auch noch das Leben anderer Völker mitentspringt, welche weder die Leiden des Einzelnen noch den Bekennerliteraten noch den Kunstverständigen kennen und kein Mitgefühl dafür haben, ob sich die atavistische Sehnsucht und Romantik eines Europäers mit ihnen abgibt, mit oder ohne Kunst-Verstand.

Wie viele Namen hat diese Einsicht in frommen Zeiten und wie wortlos gemeinsam war sie und kann sie wieder werden! Ich nenne sie heute die Bescheidenheit, welche das Unpersönliche, jenseitiges Leben Bezeugende am Werke hören und sehen lehrt, auch wo es aus der Enge des Einzelnen und aus seinen Gezeiten zu Tage gekommen ist, gleichviel ob bedingt durch die Heimatlichkeit eines Malers oder durch die Unruhe eines lyrischen Nomaden.

(Aus der Einleitung zu: Erich Lechleitner: Bild- und Schnitzwerk. Innsbruck: Brenner-Verlag 1924)

Tagebucheintragung Ferdinand Ebners, Innsbruck, 13. August 1920

[. . .]
Prof. Lechleitner sprach mit mir über den Brenneraufsatz »Kultur und Christentum«. Der Gedanke, daß innerhalb des Christentums die künstlerische ExistenzEinstellung letzten Endes keine geistige Seinsberechtigung habe, geht ihm, in dem ein ehrliches künstlerisches Wollen und Suchen neben einer doch irgendwie christlich anmutenden demütigen Unterwerfung des ganzen Menschen besteht, nicht recht ein. Ich machte ihn auf meine eigene Bedenklichkeit gegenüber dieser meiner, mir vielleicht nur durch existentielle Beschränktheit unvermeidlich abgerungenen Entscheidung dieser Frage aufmerksam. Hier stehe ich an einem Punkt, wo mein Denken, beim besten Willen und aller Bedenklichkeitsbereitschaft, absolut nicht anders kann, weil ich eben wesentlich kein Künstler bin. Lechleitners Art aber, an solche Fragen, vor die er sich vor allem durch den Brenner gestellt sieht, heranzutreten, ist wahrlich verehrungswürdig.

[. . .]

Brief Ferdinand Ebners an Ludwig von Ficker, Gablitz, 15.12.1919

[. . .]
Es ist meine feste Überzeugung, daß eine im Geistigen wesentlich ästhetisch orientierte Welt eine Berührung mit dem Christentum nicht gut verträgt. Das Kreuz hat nicht aufgehört, den Griechen eine Torheit zu sein, den Juden aber ein Ärgernis. (Nebenbei: Diese Überzeugung verhindert mich nicht, auf die tiefe Schönheit der Gedichte Santers aufmerksam zu sein; was ich noch nachträglich zum Oktoberheft bemerken möchte)

[. . .]

Anton Santer

Zu Bildern des Malers E.L. [= *Erich Lechleitner*]

Begegnung

Umscheint das weite Licht die hohen Hügel
und ist es Abend worden vor dem Hause,
so einet das Gesicht die sich begegnen
nach ihrem Werktag noch in guter Pause.

Nach Reden und nach Schweigen von Genossen
weisen die langen Schatten in die Täler.
Der Himmel ohne Lasten lichtdurchflossen
beleuchtet gnädig Schweiger und Erzähler.

Und einer weiß, daß Christus schon erstanden,
und einer weiß es nicht — sie stehen beide
in einer Macht, der sie sich nie entwandten,
und tragen deren Leben tief im Kleide.

Sie sind einander Bilder nur und Zeichen,
aber sie glauben, daß sie beide leben
und hinter allem, dem sie weltlich gleichen,
sich einmal wie noch nie die Hände geben.

Rehe im Walde

Die weißen Rehe weiden im lichten Rasen,
die gleichen schlanken Stämme in jeglichem Licht
vom Hellen zum Dunklen umstehen das Einsame dicht,
das Friedliche rings in des stetigen Wachstums Maßen.

Kein Wesen lauscht so still und lieblich auf Erden,
wie Rehe im Walde belauschen des Waldes Ruh.
Kein Wesen schaut sanfteren Auges den anderen zu,
die auch im Walde geboren und gesättigt werden.

Gleichviel ob der Jäger es jagt in der kurzen Sekunde,
mehr als des Jägers ist seiner der Wald ohne Zeit.
Vorüber dem brechenden Aug fliehn Jäger und Hunde,
die Rehe grasen im Walde in Ewigkeit.

Gefilde

Das hohe und weite Gefilde vom Himmel beschaut,
mit weißen Gezelten, mit Hügeln und Bäumen bebaut,
ob seiner Höhe so rein, ob seiner Weite so still,
wie je in den niederen Landen ein Träumer es will.

Es schweigt mit den Leibern von Tieren und Hirten und harrt
keiner künftigen Zeiten in herrlicher Gegenwart.

Die nackten Nomaden mit schimmernden Leibern, sie ruhn,
sie baden in leuchtenden Lüften wie Seelige tun.

Noch ist kein Gott in dem Bilde, der leidet und stirbt,
kein Eifrer im hohen Gefilde, der Sünder umwirbt.

Ihr alle, ihr Büsser und Prediger, seid in der Zeit.

Vergeßt nicht der Erde erhabene Herrlichkeit!

(»Der Brenner«, Februar 1920)

Die betreffenden Bilder Lechleitners sind hier abgebildet nach S. 18.









Zweiter Arbeitskreis Sprache und Melos. Geistesgeschichtlicher Kontext künstlerischer Innovation (Ebners Anteil an Hauers Hölderlin-Vertonungen)

Biographische Hinweise:

Die Bekanntschaft zwischen Josef Matthias Hauer und Ferdinand Ebner geht auf das Jahr 1907 zurück. Um 1913 begann Ebner sich mit den Kompositionen Hauers näher auseinanderzusetzen, was einen lebhaften — auch brieflichen — Gedankenaustausch zwischen den beiden Freunden zur Folge hatte. Auch gegen Luise Karpischek und Ludwig von Ficker äußerte Ebner sich öfters über Hauer. 1913 machte Ebner den Komponisten auf die in Gedichten Hölderlins liegende »innere Musikalität« aufmerksam. Dies führte zur Vertonung von fünf Liedern nach Texten von Hölderlin opus 6 (Mai/Juni 1914). Hauers Schrift »Über die Klangfarbe« (ersch. 1918) ist stark von Ebner inspiriert. Im selben Jahr schrieb Ebner eine umfassende Klangfarbenanalyse zu Hauers 1913 entstandener »Apokalyptischen Phantasie«; darin vergleicht er dieses Werk auch mit Bildern von Johannes Itten. Gleichfalls 1918 arbeitete Ebner bereits auch an seinem Hauptwerk, den »Pneumatologischen Fragmenten«, die 1921 — nach Vorabdrucken einzelner Kapitel in der Zeitschrift — unter dem Haupttitel »Das Wort und die geistigen Realitäten« im Brenner-Verlag, Innsbruck, erschienen. Der Grundgedanke dieses Werks, daß die Sprache als »Vehikel zwischen Ich und Du« die einzige tragfähige Vermittlerin geistiger Realität sei, war eine Absage an die weltanschauliche Relevanz der Künste. Deren Produkte seien vielmehr Zeugnisse von »Icheinsamkeit« des Geistes, »Traum vom Geiste«. In diesem Verdikt lag der Keim zum Bruch zwischen Hauer und Ebner, der im November 1920 erfolgte. Auf den Monat parallel zur Fertigstellung der »Fragmente« Ebners, von denen Hauer sogar eine kalligraphische Abschrift anfertigte, fand Hauer zu den »Bausteinen«, die das Prinzip seiner Zwölftontechnik bilden sollten. Ficker hat vergeblich versucht, Hauer für die Mitarbeiterschaft am »Brenner« zu gewinnen. — Scheinbar gingen nun die Wege Ebners und Hauers hoffnungslos auseinander. In Wirklichkeit hatte vielleicht jeder der beiden noch die Kraft, den weltanschaulichen Gesichtskreis so offen zu halten und das künstlerische Vermögen so zu erweitern, daß Ebner später gewisse Ergebnisse künstlerischen Schaffens als bildhafte Realisierung des Ich-Du-Verhältnisses akzeptierte, Hauer seinerseits das Melodische in ausdrücklicher Ausrichtung auf das Sprachliche realisierte. Die Gruppe der nach dem Bruch in den Jahren 1922/23 entstandenen Hölderlin-Lieder legen davon möglicherweise Zeugnis ab.

Zur Diskussion:

- 1) Hat Ebner durch seine weltanschauliche Reflexion die Hauersche Kompositionsweise 'verfälscht'?
- 2) Hat Hauer das zwischen ihm und Ebner aufgebrochene geistige Problem zwischen Sprache und Melos in seinen späteren Hölderlin-Liedern 'gelöst'?

Protokoll:

Werner Schulze: Sowohl Ebner als auch Hauer haben eine 'kopernikanische Wende' vollzogen: Ebner als Absage an die herkömmliche Philosophie, Hauer als Absage an die herkömmliche Musik. Bei beiden habe ein Weggang von der Thematik (Ideenbezogenheit, Realismus) hin zur Athematik stattgefunden. Allerdings sei in einer unterschiedlichen Logos-Deutung der Keim zum 'Bruch' zwischen beiden gelegen gewesen.

Ebners Logos-Deutung rekurriere, wie es hieß, auf die konkret gesprochene Sprache, die

als Vehikel das Verhältnis zwischen Ich und Du einerseits herstellt, andererseits voraussetzt und ihren letzten Bezugspunkt im Johannes-Prolog hat. Hauer näherte sich der Grundannahme einer immanenten Welt-Ordnung sozusagen auf dem Weg von der Thematik zur Athematik via Mathematik. Mutatis mutandis zeigte er sich der Evokation ostasiatischer Zustände zugeneigt, wie es in der Nachkriegszeit häufig versucht und etwa von Klabund zu einer Mode gemacht wurde.

Abgesehen von dem mathematischen Weg auf eine Harmonie der Sphären hin zeigt sich deutlich eine Nähe zu Carl Dallago. Beide, Hauer und Dallago, beriefen sich auf das Tao, für Dallago war dieses das große Einende, auf das alle Vereinzelung zurückverweist, für Hauer ließen sich daraus die Intervalle zwischen Mensch und Welt herleiten. — Ebner hat die Komponisten gelehrt, in einer neuen Dimension zu denken (die er selbst allerdings als »Icheinsamkeit« agnostizierte); Hauer hat die Philosophie gelehrt, archaisch zu denken. Insofern ist das Verhältnis auch nach dem 'Bruch' noch offen. Ähnlich gespannte und daher schöpferische Beziehungen habe es auch schon früher in der Geistes- und Musikgeschichte gegeben (Nietzsche—Wagner u.a.)

Weiterführende Literatur:

Jörgen I. Jensen: Ferdinand Ebner und Josef Matthias Hauer. In: Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. Hrsg. v. Walter Methlagl, Eberhard Saueremann u. Sigurd Paul Scheichl. Salzburg: Otto Müller 1981, S. 242-272

Werner Schulze: Josef Matthias Hauer und Ferdinand Ebner. Vortrag anlässlich des Gablitzer Ebner-Symposiums. (In Vorbereitung)

Walter Methlagl: »Die Zeit und die Stunde der Zeit«. Rekonstruktion des Hölderlin-Bildes im letzten »Brenner«. In: Studien zur Literatur des 19. u. 20. Jahrhunderts in Österreich. Festschrift für Alfred Doppler zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Johann Holzner, Michael Klein u. Wolfgang Wiesmüller. Innsbruck 1981 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe Bd.12), S.153-178

Texte:

Tagebuchaufzeichnung Ferdinand Ebners, Ostersonntag 1918

[. . .]

die bisherige musikalische Kunst im Bann der ihr geistig heterogenen Idee — die »architektonische« Musik, die »dichterische« Musik — musikalische Dichter: Sophokles, Hölderlin — die unmusikalischen Dichter — Verhältnis des Musikalischen zum Wort das Wortlose des Urmusikalischen — das Unmusikalische des religiösen Wortes, des »göttlichen Wortes« — das Unding der Oper — das Urmusikalische auch ohne Beziehung zum Tanz??? — das »Weltentrückte« des Urmusikalischen (die musikalische Konzeption ohne Beziehung zum Welterlebnis) — Bach, Mozart, Beethoven: herabsteigende Linie — die Verderbnis des musikalischen Geistes durch das Eindringen musikfremden Geistes in die Musik —

[. . .]

Brief Ferdinand Ebners an Luise Karpischek, Gablitz, 1.7.1918

[. . .]

Die Hölderlinlieder hab ich ja seit jeher nie anders wollen als sie sind. Ich glaube wirklich, sie sind die endgültige Musik zum Worte Hölderlins, die Musik, die diesem Worte von allem Anfang zugrundelag.

[. . .]

Brief Josef Matthias Hauers an Ludwig v. Ficker, Wien, 15.1.1920

Hochgeehrter Herr!

Mein Freund Ebner hat mir mitgeteilt, daß Sie meine Mitarbeiterschaft am »Brenner« wünschen. So sehr ich das zu würdigen und zu schätzen weiß, so leid tut es mir aber auch, diesem Wunsche nicht entsprechen zu können. Meine totale Unbeholfenheit im sprachlichen Ausdruck erlaubt es mir nicht. Noch dazu im »Brenner«, der jetzt auf die höchste und letzte Geistigkeit zugespitzt ist! Ich habe aber den Ebner gebeten, er möge über meinen »Fall« einen Aufsatz für den »Brenner« schreiben und ich bitte Sie, ihn in diesem Vorhaben bestärken zu wollen. Wenn er es einmal anpackt, so wird sicher etwas Ordentliches daraus und wir kennen uns jetzt schon 15 Jahre, so daß er meinen ganzen Werdegang genau verfolgen konnte. Soviel aber darf ich mir auch herausnehmen zu behaupten, daß es sich wirklich der Mühe lohnen würde, über meine Kompositionen atonaler Musik, Forschungen, Entdeckungen etc. in einer geistigen Hochburg, wie sie der »Brenner« ist, etwas verlauten zu lassen.

Auf Veranlassung Ebners erlaube ich mir, Ihnen mit gleicher Post zwei meiner Kompositionen (»Hölderlin-Lieder« »Sophokles-Chöre«) zu schicken und Sie zu bitten, dies als persönliche Widmung verstehen zu wollen.

Meine »Mitarbeiterschaft« am »Brenner« aber soll darin bestehen, daß ich als Abonnent und eifriger Leser (der auch andere aufmerksam macht) an dem Geschick der Zeitschrift innigen Anteil nehme.

Mit größter Hochachtung

Josef Hauer

Brief Ferdinand Ebners an Ludwig v. Ficker, Gablitz, 5.2.1920

[. . .]

Lassen Sie mich nur noch ein Wort sagen über die Hölderlinlieder und die Sophokleschöre, die Hauer Ihnen auf mein Anraten hin schickte. In den Hölderlinliedern hat er, glaube ich, hörbar gemacht, was in ihnen »jenseits des Wortes« an geheimer Musik steckt. Wer diese Lieder einmal gehört hat, der kann wohl die betreffenden Strophen Hölderlins gar nicht mehr lesen, ohne daß nicht in seinem Ohr das Melos, das Hauer, nicht in sie hineingelegt, vielmehr aus ihnen herausgehört hat, zum Erklingen käme.

[. . .]

Brief Ludwig v. Fickers an Ferdinand Ebner, [6.3.1920]

[. . .]

Dann aber war ich, wie Sie gelesen haben, in dieser unverhofften Isoliertheit plötzlich dem Ansturm jener noch weniger erwarteten Widerwärtigkeiten ausgesetzt, die sich im Anschluß an eine Kraus-Vorlesung hier ereignet haben und sichtlich auch die Tendenz hatten, den Geist der Brenner-Bewegung zu verdächtigen und ihre möglicherweise auch hierzulande sich einwurzelnde Wirkung im Keime zu ersticken. Und wenn es mir auch weiter nicht schwerfällt, dieser vereinigten Schmiere von klerikalischen, national-chauvinistischen und jüdisch-journalistischen Gesinnungs-Desperados die Stirne zu bieten, so waren und sind diese Attacken, die da Unverstand und Tücke gegen mich reiten, doch immerhin geeignet, mir erheblich auf die Nerven zu fallen. Denn ohne die Kraft und Fähigkeit zur eigenen Verstumtheit hätte ich kaum die Kraft und Fähigkeit, den Stimmen meiner Mitarbeiter im Brenner jene Resonanz zu verschaffen, in der sie ihre volle Macht entfalten können, und gerade aus dem Refugium dieser Eingeschwiegenheit in meine Aufgabe mußte mich

die Bande mutwillig aufscheuchen. Gott verzeih' ihr's! Und mir die Schwäche, daß ich mich diesem Milieu gegenüber noch zu Aufklärungen verpflichtet fühle! (Für die verlorne Schicht halte ich, offen gestanden, die Hochschulprofessorenschaft; dieses Mißverhältnis von Anspruch und Bedeutung ist geradezu grotesk.)

[. . .]
mir fehlen die Voraussetzungen, um in die letzten Hintergründe der musikerkenntnistheoretischen Differenzen, die zwischen Hauer und Ihnen schweben, im Sinne eines eigenen Entscheidungs- oder vielmehr Unterscheidungsvermögens einzudringen. Ich kann nur sagen, daß ich Hauers Hölderlin-Gesänge im wahrsten Sinn des Wortes wundervoll gefunden habe. Mehr zu sagen, bin ich nicht imstande. Aber es genügt, um mich die dringende Bitte an Sie richten zu lassen, wenn irgend möglich sich doch einmal des Näheren über die Besonderheit und die Bedeutung des Hauer'schen Schaffens im Brenner auszusprechen. Ich bin überzeugt, daß Ihre Darstellung, deren Übersicht ja in allem von bemerkenswerter Weite und Tiefe der Entschiedenheit ist, in diesem Falle noch besonderem Interesse begegnen würde. . .

[. . .]

Brief Ferdinand Ebners an Luise Karpischek, Gablitz, 12.4.1920

[. . .]
Denn Hauer hat ganz gewiß ursprüngliche Beziehung zur Musik. Wie hätte er ohne sie so etwas wie die Hölderlinlieder oder die Sophokleschöre komponieren können? In denen auch unbefangene Hörer — wenn man schon meint, ich als sein Freund könne nicht anders als befangen sein — eine wundervolle musikalische Schönheit hören (Ficker z.B.). Aber diese ursprüngliche Beziehung zur Musik ist in Hauer keine eigentlich produktive, sondern etwas, möchte ich sagen, das in ihm mit einer eigentlich staunenswerten Entschiedenheit hindrängte, das Ende der Musik zu provozieren.

[. . .]

Brief Josef Matthias Hauers an Ferdinand Ebner, Wien, 29.11.1920

[. . .]
Der Brenner war mit dem Tode Trakels erledigt. Trakel war eine Hölderlinnatur, der an der Beschränktheit des Sprachlich-Begrifflichen zugrundeging, die in dem Suchen nach dem rein Musikalischen, nach der *reinen* Bewegung, nach dem Melos, die in dem Anrennen an die griechisch idealistische Mauer zerschellte. Der Brenner aber hätte etwas tun können, er hätte sich mit meinem Geiste ausfüllen lassen sollen. . .*Das hätte er tun sollen.* Allerdings müßten ja alle, und hauptsächlich Du, hinausgeworfen werden, denn jetzt lieber Ebner, hat sich meine Geduld aufgehört.

[. . .]

Brief Josef Matthias Hauers an Ferdinand Ebner, Wien, 21.6.1922

Lieber Ebner, ich bin es Dir schuldig, Dir mitzuteilen, daß ich wieder einige Hölderlinlieder komponiert habe; genau gesagt: ich habe die Worte des größten europäischen Lyrikers unter die »Bausteine« meiner atonalen Melodien geschrieben und siehe — er hat es vertragen. Im wesentlichen ist dasselbe daraus geworden wie vor zehn Jahren, nur reicher, mannigfaltiger, noch ansprechender, mit voller Sicherheit und Meisterschaft gearbeitet. Ich habe eine selige Zeit hinter mir.

[. . .]

Theodor Haecker

Über Francis Thompson und Sprachkunst

[. . .]

Ich weiß es nicht, was der große Musiker will, wenn er schafft, ob er etwas und was er will jenseits der Töne, wie der Dichter jenseits der Sprache, wenn auch *in* der Sprache, dieses »In« in einem emphatischen Sinne, aber: jenseits der Sprache, — ich weiß nur, daß eine Kluft, ein Graben, ein Sprung ist zwischen Musik und Sprache, wie zwischen dem niedersten Tier und der höchsten Pflanze, zwischen dem kompliziertesten chemischen Vorgang und der primitivsten, wie in der Starre tödlicher Gesetze noch sich abfolgenden Lebensregung, also dort, wo der Übergang nur scheint, wie der einer Tonfolge in eine andere: es ist eine Kluft, ein Graben und Sprung. Die Sprache ist sinndurchtränkt und logoserfüllt, wie die Musik es nicht sein kann. Die Sprache hat eine unendliche Dimension mehr als die Musik. Man höre die heiligste — irdische — Musik, gewisse Dinge im *Credo* kann sie nicht meistern. Sie erfüllt mit Majestät und Ehrfurcht das Dogma von der Schöpferkraft des Herrn, mit seelisch-süßer Wonne das Mysterium der Inkarnation, sie klagt sprachlos unsagbares Leid vom *Agnus Dei*, und der Trompetenstoß des *Resurrexit* ist gewaltig, aber sie reicht nicht hinan an den Begriff der Kirche und den noch geistigeren der *communio sanctorum*, die Sprache jedoch reicht an all das hinan, die logoserfüllte spricht alles klar: die Wahrheit und die Einheit.

[. . .]

(Francis Thompson: *Shelley u.a. Übertr. v. Th. Haecker. Innsbruck: Brenner-Verlag 1925*)

Dritter Arbeitskreis

Wortbild — Rhythmus — Klangbild . (Hölderlin und Trakl.
'Musikalität' in der Lyrik als Grundlage ihrer Beziehung).

Biographische Hinweise:

Sowohl in der Hölderlin- als auch in der Trakl-Forschung ist seit einigen Jahrzehnten das Augenmerk auf die musikalischen Grundlagen ihrer lyrischen Sprache gerichtet. Da wie dort lassen sich — etwa aus der Gedichtenstehung — musikalische Vorlagen und Grundeinstellungen ablesen, die die beiden Dichter immer weiter von klassizistischen Bildvermittlungen und Formmodellen wegführten. Es scheint dabei möglich, den Schritt, den Trakl musikalisch über Hölderlin hinaus getan hat, ziemlich präzise zu umschreiben. — Früher als Norbert von Hellingrath und grundsätzlich jenseits von dessen Hölderlin-Philologie, nämlich mindestens seit 1907 hat Trakl sich mit Hölderlin beschäftigt. Obwohl es keine diesbezüglichen direkten Selbstaussagen des Dichters gibt, läßt sich nachweisen, daß diese Beschäftigung äußerst selbständig, äußerst konsequent und in mehreren Schaffensphasen sich verdichtend erfolgte. Obwohl schon von Zeitgenossen (Dallago, Röck, Ficker, Haecker) die enge Bezogenheit Trakls auf Hölderlin hervorgehoben wurde, ist es ungemein schwer, die Art dieser Bezogenheit aus dem Werkvergleich zu rekonstruieren. Nicht allein Verwandtschaften im Bildlichen, auch der verwandte 'Ton' liefert uns Spuren dorthin. Höchstwahrscheinlich hat bei dieser Begegnung mit Hölderlin Nietzsche als Mittler fungiert, und zwar eben durch die Forderung, den »Geist der Musik« auch in der Lyrik

geltend zu machen. Dieser Forderung wollte Trakl anscheinend seit ca. 1910 gerecht werden. Den zwischen 1910 und Herbst 1912 entstandenen Gedichten in vierzeiligen Strophen ist der Charakter eines 'Akkordes', eines Ineinanders von mehreren synchron ineinandergeschobenen Teilen zuzusprechen. Später kommt es insofern zu einer Absetzung vom 'Vorläufer' Hölderlin, als dessen immer noch der antiken Strophenform und dem Hexameter verpflichteter musikalischer Ansatz in Richtung auf freirhythmische Formen verlassen wird. Nicht nur die 'triadische' Anlage seiner Oden und Hymnen, die eine triadische geschichtliche Bewegung sprachlich verkörpern, werden 'widerlegt', sondern überhaupt der bei Hölderlin vielfach noch dominante Sprach- und Ideenoptimismus. Dies geschieht durch Einbeziehen der inneren Abstände, des 'Verstummtseins', musikalisch also der äußerst wirkungsvoll eingesetzten Pause in den Vorgang der lyrischen Gestaltung. Äußerungen von Zeitgenossen unmittelbar nach dem Tode Trakls bestätigen, daß sie sich — ebenso wie der Dichter selbst — dieses Sachverhaltes bewußt waren.

Zur Diskussion:

- 1) Sind die an Hölderlin und Trakl demonstrierten 'musikalischen' Momente direkt oder nur als Metaphern zu verstehen?
- 2) Lassen sich Trakls Synästhesien mit dem gleichzeitigen Geschehen in der Malerei und Musik in Verbindung setzen (Kokoschka, Kandinskij)?
- 3) Fördern die musikalischen Momente in Hölderlins und Trakls Lyrik den Versuch der Vertonung, oder schließen sie eine solche eher aus?

Protokoll:

Walter Methlagl weist in der Handschrift von Hölderlins Gedicht »Abendphantasie« eine Tendenz zur 'synchronen' Niederschrift nach, d.h.: Hölderlin hat das Gedicht nicht 'linear' vom Anfang bis zum Schluß durchgeschrieben, sondern gleichzeitig an verschiedenen Strophen oder Gedichtteilen auf dem Manuskriptblatt gearbeitet. Dies bringe seine Gedichtstellung in die Nähe der Musik, denn nur vermöge eines vorgegebenen musikalischen, d.h. melodischen und rhythmischen Schemas sei eine solche Gleichzeitigkeit möglich. Analoge, wenn auch in ihrer Eigenart sehr verschiedene Vorgänge seien auch bei der Entstehung von Gedichten Trakls durch mehrere Stufen zu beobachten (z.B. »Untergang«, das sich in den früheren Fassungen stark an Hölderlin orientiere).

Von Seiten der anwesenden Musiker wurde bezweifelt, daß 'musikalisch' hier im wörtlichen Sinn genommen werden dürfe, denn immerhin sei die Sprache Sinträger, die Musik evoziere unmittelbar das Gefühl. Bestenfalls herrsche ein Verhältnis der Analogie oder aber: beide Vermittlungen haben eben zum Teil gleiche strukturelle Voraussetzungen, die dann aufgrund des unterschiedlichen Instrumentariums verschiedene Wege gehen, aber immerhin eine partielle wechselseitige Annäherung ermöglichen.

Der Komponist Franz Schreyer, befragt, wie sich in seiner Komposition nach Trakls »Gesang einer gefangenen Amsel« das Verhältnis zur Sprache darstelle: direkte Bezüge zum Sprachbestand oder zu einzelnen Teilen des Gedichts spielen keine Rolle. Seine Komposition erfolge — freilich auf der Basis einer gefühlsmäßigen Erfassung des Gedichts — strikt nach musikalischen Gesichtspunkten, also sozusagen 'parallel' zum Gedicht. Deshalb dürfe auch nicht von einer (Trakl-) 'Vertonung' gesprochen werden.

Weiterführende Literatur:

- Alfred Doppler: Orphischer und apokalyptischer Gesang. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, N.F. 9, 1968, S. 219-242
- Jacques Legrand: Chromatische Variationen über Georg Trakls »Untergang«. In: Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. Hrsg. v. Walter Methlagl, Eberhard Sauermann u. Sigurd Paul Scheichl. Salzburg: Otto Müller 1981, S. 445-450
- Walter Methlagl: »Versunken in das sanfte Saitenspiel seines Wahnsinns. . .« Zur Rezeption Hölderlins im »Brenner« bis 1915. In: Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. Hrsg. v. Walter Methlagl, Eberhard Sauermann u. Sigurd Paul Scheichl. Salzburg: Otto Müller 1981, S. 35-69

Texte:

Friedrich Hölderlin

Abendphantasie

Vor seiner Hütte ruhig im Schatten sitzt
Der Pflüger, dem Genügsamen raucht sein Herd.
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren itzt die Schiffer zum Hafem auch,
In fernen Städten, fröhlich verrauscht des Markts
Geschäftger Lärm; in stiller Laube
Glänzt das gesellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh und Ruh
Ist alles freudig; warum schläft denn
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühen die Rosen und ruhig scheint
Die goldne Welt; o dorthin nimmt mich,
Purpurne Wolken! und möge droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid! —
Doch, wie verscheucht von töriger Bitte, flieht
Der Zauber; dunkel wirds und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich —

Komm du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend! verglühst du ja
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann das Alter.

Abendphantasie

ruhig

1

Vor seiner Hütte fröhlich im Schatte sitzt
Der Pflüger dem Genügsamen raucht sein Heerd
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

1

Wohl kehren izt die Schiffer zum Hafen auch

5

n en fröhlich
In ferner Stadt und es vertrauscht des Marks
r Larm in r Laube
Geschäftiges-Gewühl und stille Garten
Glanz das gesellige Mahl den Freunden

3

Wohin deñ ich? es leben die Sterblichen

2

9

Von Lohn und Arbeit, wechselnd in Müh und Ruh
alles freudig; warum schläft der
fröhlich

Ist jedes friedlich; aber mir muß
Stachel im Busen ~~mir~~ denn mir allein nicht?
immer und immer das Herz sich sehnen?
Stachel?

Nimmer nur mir
in der Brust der

Am 7
Der Abendhimmel blühet ein Frühling auf 7

13

O nähmt ihr, goldne Wolken mich auf es
blüht 4

Auch

Unzählig
blühen die
Rosen und ruhig

scheint
Die goldne Welt, o dorthin nimmt mich

Allein 5

Purpurne Wolken, und möge droben

Luft

In Licht und zerrinnen mir Lieb' und Leid

thöriger

Doch wie verscheucht von kindischer Bitte, flieht

17

begehrt

21

Kom̄ du nur, sanfter Schlummer zu viel zu viel 6
das Herz doch endlich Jugend verglühst doch ja
Begehrt das Herz, doch endlich Doch bald ist ja
Du ruhelose, träumerische!

der Zauber
hin und
dunkel wirts und einsam
unter dem Himmel
wie immer, bin ich

Die ruhelose Jugend mir, die ruhelose
-Endlich- Friedlich und heiter ist dañ
das Alter

Die Ziffern rechts am Rande (normal) bezeichnen die Strophenanfänge, die Ziffern innerhalb der Umrahmung (kursiv) die Abfolge der Niederschrift.

[. . .]

Gestern hat mir Herr Ullmann ein Gedicht vorgelesen, vorher des längeren ausgeführt, daß seine Sachen den meinigen verwandt wären, etc, und siehe da, was zum Vorschein kam hatte mehr als Verwandtschaft mit einem meiner Gedichte »Der Gewitterabend«. Nicht nur, daß einzelne Bilder und Redewendungen beinahe wörtlich übernommen wurden (der Staub, der in den Gossen tanzt, Wolken ein Zug von wilden Rossen, Klirrend stößt der Wind in Scheiben, Glitzernd braust mit einemmale, etc. etc.) sind auch die Reime einzelner Strophen und ihre Wertigkeit den meinigen vollkommen gleich, vollkommen gleich meine bildhafte Manier, die in vier Strophenzeilen vier einzelne Bildteile zu einem einzigen Eindruck zusammenschmiedet[,] mit einem Wort bis ins kleinste Detail ist das Gewand, die heiß errungene Manier meiner Arbeiten nachgebildet worden. Wenn auch diesem »verwandten« Gedicht das lebendige Fieber fehlt, das sich eben gerade diese Form schaffen mußte, und das ganze mir als ein Machwerk ohne Seele erscheint, so kann es mir doch als gänzlich Unbekanntem und Ungehörtem nicht gleichgiltig sein, vielleicht demnächst irgendwo das Zerrbild meines eigenen Antlitzes als Maske vor eines Fremden Gesicht auftauchen zu sehn—! Wahrhaftig mich eckelt der Gedanke, bereits vor Eintritt in diese papierene Welt, von einem Beflissenen journalistisch ausgebeutet zu werden, mich eckelt diese Gosse voll Verlogenheit und Gemeinheit und mir bleibt nichts übrig, als Tür und Haus zu sperren vor allem Nebelgezücht. Im übrigen will ich schweigen.

[. . .]

Georg Trakl

[Untergang]

3. Fassung

Wenn wir durch unserer Sommer purpurnes Dunkel gehn
Treten die Schatten trauriger Mönche vor uns,
Schmächtiger glühen die Reben rings, vergilbt das Korn.
O mein Bruder, welche Stille ist in der Welt.

Zu Häupten rauscht die Eiche unsre alten Vergangenheiten
Weht uns das Antlitz steinerner Wasser an,
Die runde Grotte männlicher Schwermut,
O mein Bruder reifen schwarze Rosenkranznächte herein.

Vergangener tönen die Lüfte am einsamen Hügel,
Eines Liebenden trunkenes Saitenspiel.

Unter Dornenbogen

O mein Bruder steigen wir blinde Zeiger gen Mitternacht

(Mitte Februar 1913)

Georg Trakl

Untergang

5. Fassung

An Karl Borromaeus Heinrich

Über den weißen Weiher

Sind die wilden Vögel fortgezogen.

Am Abend weht von unseren Sternen ein eisiger Wind.

Über unsere Gräber

Beugt sich die zerbrochene Stirne der Nacht.

Unter Eichen schaukeln wir auf einem silbernen Kahn.

Immer klingen die weißen Mauern der Stadt.

Unter Dornenbogen

O mein Bruder klimmen wir blinde Zeiger gen Mitternacht.

(Sebastian im Traum, 1915)

Georg Trakl

Gesang einer gefangenen Amsel

Für Ludwig von Ficker

Dunkler Odem im grünen Gezweig.

Blaue Blümchen umschweben das Antlitz

Des Einsamen, den goldnen Schritt

Ersterbend unter dem Ölbaum.

Aufflattert mit trunknem Flügel die Nacht.

So leise blutet Demut,

Tau, der langsam tropft vom blühenden Dorn.

Strahlender Arme Erbarmen

Umfängt ein brechendes Herz.

(Sebastian im Traum, 1915)

Brief Oskar Kokoschkas an Ludwig v. Ficker, 17.11.1914

[. . .]

Ich möchte alles tun, daß Sein [Trakls] Werk lebendig wird.

Ich will dafür sorgen, daß Leute Seine schönen Lieder komponieren und selber auch, so schön ich kann, farbige Bilder zu manchen Gedichten machen.

[. . .]

Brief Ludwig v. Fickers an Oskar Kokoschka, Innsbruck-Mühlau, 19.11.1914

[. . .]

Die Komponisten bitte ich auf Trakls Gedichte nicht allzu eifrig los zu lassen. Mir scheint, es kämen beide Teile dabei zu kurz; doch kann ich mich ja täuschen. Aber Bilder zu seinen Versen von Ihrer Hand — ja, für diese Ihre Absicht bin ich Ihnen von ganzem Herzen zugetan.

[. . .]

Brief-Entwurf Ludwig v. Fickers an Karl Emerich Hirt, Innsbruck-Mühlau, 20.11.1914

[. . .]

Ich bitte Sie nur das Eine zu bedenken und meiner Überzeugung näher zu treten, die dahin geht, daß Trakls Gedichte die unberedtesten, die äußerlich verstummtesten sind, die die deutsche Literatur — Hölderlin nicht ausgenommen — aufzuweisen hat. Es hat nur einen geben, der sie erschütternd sprechen konnte, und auch nur im intimsten Kreise, mit seiner leisen monotonen Stimme: das war der Dichter selbst. Wie wollten Sie die einer Versammlung bieten, die nicht darauf vorbereitet ist; durch den Mund eines Rezitators, der möglicher-, ja wahrscheinlicherwise (ich kenne zwar den Betreffenden nicht) das Wesen Trakl'scher Dichtkunst nicht im entferntesten zu begreifen vermag — einer Versammlung, deren Begeisterungsbedürfnis für Krieg und Poesie beim Vortrag Trakl'scher Dichtungen gewiß nicht auf seine Rechnung kommt.

[. . .]

Brief Ludwig Wittgensteins an Ludwig v. Ficker, Krakau, 28.11.1914

Lieber Herr v. Ficker!

Ich danke Ihnen für die Zusendung der Gedichte Trakls. Ich verstehe sie nicht; aber ihr *Ton* beglückt mich. Es ist der Ton der wahrhaft genialen Menschen. Wie gerne möchte ich Sie sehen und mich über manches aussprechen! Seien Sie herzlichst begrüßt von Ihrem

Ludwig Wittgenstein

Brief Rainer Maria Rilkes an Ludwig v. Ficker, Irschenhausen, 8.2.1915

[. . .]

Aber ich bin Ihnen dankbar, daß Sie das Schweigen aufgegeben haben, um mich an meinen versprochenen Beitrag für den »Brenner« zu erinnern. Ich könnte Ihnen sofort etwas aus meinen Papieren schicken, ein paar Verse, da indessen noch etwa zehn Tage, oder wenigstens acht, mir zugestanden sind, lasse ich es darauf ankommen, ob nicht vielleicht irgend ein Gedicht entsteht, ein neues, jetziges, — und sei es auch nicht mehr, als das Geräusch, mit dem ein Stück Schweigen abbröckelt von der großen Masse Stummseins in mir: denn wie ich den Inhalt des Brenner-Heftes, den Sie mir, dem Namen nach, vorstellen, betrachte, vermuthe ich, daß ein solcher Beitrag Ihnen willkommener und dem Zusammenhang durchaus angepaßter wäre.

[. . .]

Gestern abend erst fand ich in dem Umschlag, aus dem ich mir den Kierkegaard entnommen hatte, Trakl's Helian —, und danke Ihnen nun ganz besonders für die Sendung. Jedes Anheben und Hingehen in diesem schönen Gedicht ist von einer unsäglichen Süßigkeit, ganz ergreifend ward es mir durch seine inneren Abstände, es ist gleichsam auf seine Pausen aufgebaut, ein paar Einfriedungen um das grenzenlos Wortlose: so stehen die Zeilen da. Wie Zäune in einem flachen Land, über die hin das Eingezäunte fortwährend zu einer unbesitzbaren großen Ebene zusammenschlägt. [. . .] Trakl's Gestalt gehört zu den linothhaft Mythischen; instinktiv fass ich sie in den fünf Erscheinungen des Helian. Greifbarer hat sie wohl nicht zu sein, war sie es wohl nicht aus ihm selbst. Trotzdem erwünscht ich mir für manche Zeilen einen Hinweis auf ihn, nicht um wörtlich zu »verstehn«, sondern nur um im Instinkt da und dort bestärkt zu sein.

[. . .]

Ferdinand Ebner

Notizen

23.8.1921

Der Dichter weiß um ein Leben und lebendiges Sein des Wortes jenseits seines abstrakt und konventionell gewordenen Sinnes: Hölderlin und Georg Trakl.

31.8.1921

Georg Trakls Gedichte: Das Wort hat den Eigensinn der dichterisch erfüllten Icheinsamkeit. Man muß auf diesen Eigensinn eingehen können. Aber kann man es restlos?

Der Dichter, so »entwurzelt« er auch sein mag, steht noch immer im »Leben der Generation«. Und wenn in diesem die Auflösung ist, so ist auch in seiner Existenz etwas Aufgelöstes. Und vielfach auch ist es gerade er, der die kommende Auflösung — nicht dichterisch bloß als Cassandra erschaut, sondern am eigenen Leib und in der eigenen Seele spürt. Nur weiß er meistens nicht, was es bedeuten soll: Hölderlin (vom heutigen Deutschen wußte er übrigens schon viel). Über ein Jahrhundert hinweg reicht ihm Georg Trakl die Hand.

Carl Dallago: Versuch einer Wiedergabe des Taoteking

Fünfunddreißigster Spruch

Wer sich die große Ursprünglichkeit wahr,
hält allem Geschehen Stand.

Was auch kommt, es verletzt nicht.

Stille, Freiheit, Selbstseligkeit sind sein eigen.

Du wanderst als Fremdling deinen Weg,
bei dir verweilend wie bei Melodien.

Von dem *Anschluß* berührt, wird der Mund stumm;

das Auge schaut und gewahrt Nicht-Sehbares;

das Ohr horcht auf und vernimmt Nicht-Hörbares;

das Aufgehen in ihn aber macht dich unerschöpflich.

(»Der Brenner«, Februar 1915)

Brief Ludwig Wittgensteins an Ludwig v. Ficker. [Ende Oktober oder Anfang November 1919]

[. . .]

Von seiner Lektüre [Tractatus logico-philosophicus] werden Sie nämlich — wie ich bestimmt glaube — nicht allzuviel haben. Denn Sie werden es nicht verstehen; der Stoff wird Ihnen ganz fremd erscheinen. In Wirklichkeit ist er Ihnen nicht fremd, denn der Sinn des Buches ist ein Ethischer. Ich wollte einmal in das Vorwort einen Satz geben, der nun tatsächlich nicht darin steht, den ich Ihnen aber jetzt schreibe, weil er Ihnen vielleicht ein Schlüssel sein wird: Ich wollte nämlich schreiben, mein Werk bestehe aus zwei Teilen: aus dem, der hier vorliegt, und aus alledem, was ich *nicht* geschrieben habe. Und gerade dieser zweite Teil ist der Wichtige. Es wird nämlich das Ethische durch mein Buch gleichsam von Innen her begrenzt; und ich bin überzeugt, daß es *streng*, n u r so zu begrenzen ist. Kurz, ich glaube: Alles das, was *viele* heute *schwefeln*, habe ich in meinem Buch festgelegt, indem ich darüber schweige. Und darum wird das Buch, wenn ich mich nicht sehr irre, vieles sagen, was Sie selbst sagen wollen, aber Sie werden vielleicht nicht sehen, daß es darin gesagt ist.

Vierter Arbeitskreis Probe der Hölderlin-Lieder von Josef Matthias Hauer

Protokoll:

Othmar Costa veranlaßt die Ausführenden (Bariton und Klavier), gewisse Passagen der Hölderlin-Lieder einmal mehr mit Schwerpunkt auf der sinntragenden Sprache, dann wieder mehr auf Melodie und Rhythmus zu singen. Auch die Frage, wie weit bei den einzelnen Liedern subjektive Gefühlswerte ausgespielt oder zurückgenommen gehören, wurde durch entsprechend variierende Vortragsweise sinnfällig gemacht. Es setzte sich — bestätigt auch durch die Ausführenden — der Eindruck durch, daß Hauer trotz der nach strengen Zahlenverhältnissen erarbeiteten Anlage der Musikstücke dem Interpreten doch überraschend viel Freiraum zu eigener Gestaltung lasse. Eine bestimmte 'klassische' Realisierung könne wohl nicht angenommen werden.



Das Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« dankt allen, die durch ihre Mitarbeit zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen haben, vor allem den Leitern der Arbeitskreise, Allan Janik, Werner Schulze und Othmar Costa, der Vortragenden von Texten aus dem »Brenner«, Julia Gschnitzer, den Ausführenden der Hölderlin-Lieder Hauers, Eberhard Kummer und Martin Lichtfuß, dem Ausführenden des Flötenstücks nach Trakl von Franz Schreyer, Wolfgang Schulz, dem Initiator der vorgestellten neuen »Trakl-Studien«, Ignaz Zangerle, der Herausgeberin des Katalogs zur Ausstellung »Max von Esterle — Erich Lechleitner. Zwei Maler aus dem Brennerkreis«, Sibylle Tepser, und schließlich — und ganz besonders — den Leitern des Bundesländerhauses-Tirol, Heinrich Wolf und Annemarie Schermer.



Stellvertretend für die zahlreichen Besprechungen der Veranstaltung in den Medien sei eine recht ausführliche (auszugsweise) zitiert:

»Mit einem Seminar, dessen Arbeitskreise Germanisten, Musiker und Kunsthistoriker anzog, einer Kunstausstellung, Präsentation von Publikationen, Lesungen und Konzerten stellte sich Donnerstag und Freitag im Bundesländerhaus das Innsbrucker Forschungsinstitut 'Brenner-Archiv' in Wien vor. Das weitgefächerte Programm zeugt davon, daß das 'Brenner-Archiv' als eine der größten literarischen Sammlungen Österreichs ein weitgefächertes Spektrum vorweisen kann, das ihm eine besondere Stellung innerhalb der Germanistik und über sie hinausgreifend zuweist. [. . .] Die Schriftsteller, Philosophen, Maler, Musiker, Architekten, die im 'Brenner' ihre Ideen konfrontierten, oft von den unterschiedlichsten weltanschaulichen Positionen ausgehend, haben sich doch gemeinsam synästhetischen Vorstellungen genähert. Das Wiener Seminar, in dem die Aufführung der Hölderlin-Lieder von Josef Matthias Hauer mit Eberhard Kummer (Bariton) und Martin Lichtfuß (Klavier) und die Uraufführung von Franz Schreyers Trakl-Vertonung für Flöten-Solo (Wolfgang Schulz) thematisch eingegliedert war, prüfte denn auch die der Synästhesie verhaftete geistige Vermittlung als wichtige Basis für alles weitere geistige Schaffen in Österreich und stellte die Tagung unter den Titel 'Der Brenner — Beispiel eines Durchbruchs zur Moderne'.«

[Gertrude Eder]

(APA, 16.4.1983; Neue Tiroler Zeitung, Innsbruck, 19.4.1983; Dolomiten, Bozen, 23./24./25.4. 1983)

1. Vorbemerkung

Karl Bühler (1879-1963) und Ludwig Wittgenstein (1889-1951) eröffneten die Kritik am Cartesianismus, der von Descartes stammenden Lehre (s.u.), auf dem Feld der Sprachtheorie, und zwar mit Werken, die ihren Bezug auf die Sprachtheorie nicht von vornherein erkennen lassen: Wittgenstein mit den »Philosophischen Untersuchungen« und Bühler nicht — wie zu erwarten — mit seiner »Sprachtheorie«, sondern mit dem 1927 zum erstenmal erschienenen Buch »Krise der Psychologie«. Bühler selbst zum Thema dieses Buches: »Die Relation Zeichen \iff Bedeutung war vom ersten bis zum letzten Satz das Thema.« (Krise, S. 137).

Die offizielle Lehre des Cartesianismus »lautet ungefähr so: Jedes menschliche Wesen, mit der möglichen Ausnahme von Schwachsinnigen und kleinen Kindern, hat sowohl einen Körper als auch einen Geist. [...] Körper und Geist sind gewöhnlich zusammengespannt«¹⁾. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war der Cartesianismus die offizielle Lehre in Philosophie und Psychologie, speziell auch in Sprachphilosophie und -psychologie. Der Geist, in dem die 'Vorgänge' des Sinnggebens, Sinnverstehens, des Denkens usw. 'vor sich gehen', wurde als Motor und Quelle dessen angesehen, was sich in sprachlichen Zeichen(folgen) realisierte, etwa im Sinne von Hegels Satz: »So werden die Worte zu einem vom Gedanken belebten Dasein.«²⁾. Bei der Funktionsbeschreibung sprachlicher Einheiten herrschte der Topos des Transports vor, unter dem sprachliche Zeichenfolgen als Transportmittel für Botschaften, Inhalte, Gedanken usw. angesehen wurden³⁾, Botschaften, Inhalte und Gedanken, die vor der Fassung in Sprache schon im Geist 'vorhanden' waren. Dem entspricht in der Zeichentheorie der Stellvertretungs- oder Repräsentationstopos, nach dem sprachliche Zeichen für geistige Inhalte stehen. Selbst die klassische funktionalistische Betrachtung kommt von diesen Topoi — Sprachliches als Ausdruck von Geistigem — nicht weg.

Gegen die »offizielle Lehre« des Cartesianismus⁴⁾ haben sich im Vorkriegsösterreich zwei Gegenbewegungen etabliert: eine, die die Sprache vor allem als etwas ansieht, was vor dem Individuum, ja vor der Sozietät da ist: »Das Wort jedoch hat er [der Mensch] nicht aus natürlichen und aber auch nicht aus sozialen Gründen. Sozietät im menschlichen Sinne ist nicht die Voraussetzung der Sprache, sondern hat selbst vielmehr diese, das in den Menschen gelegte Wort, zur Voraussetzung ihres Bestandes.«⁵⁾. Sprache ist in dieser Konzeption nicht Mittel für den Geist, sondern Logos, »das Wort, das im Anfang und bei Gott war [. . .] die einzige geistige Realität«⁶⁾; die Sprache ist kein Mittel, wohl aber der Mensch, vor allem der 'begnadete' Dichter, ein Vermittler⁷⁾. Daraus resultiert die Verabsolutierung des Sprachwerkes und die Verehrung des Dichters, denen je die »äußerste metaphysische Dignität«⁸⁾ zugebilligt wird. Einen Kristallisationspunkt fand diese Bewegung im »Brenner«.

Die andere Gegenposition zum Cartesianismus wurde von dem 1922 nach Wien berufenen Karl Bühler entwickelt und unabhängig davon, doch in den Ergebnissen konvergierend, auch von dem ab 1930 in Cambridge lehrenden Ludwig Wittgenstein.⁹⁾ In der von Bühler und Wittgenstein entwickelten Konzeption sind Menschwerdung und Entwicklung des Gemeinschaftslebens auf der einen und Entwicklung von Sprachfähigkeit und Sprachgebrauch auf der anderen Seite Momente eines Prozesses. Auf eine Formel gebracht: Die Sprache entsteht durch den Menschen, und der Mensch ist, wie er ist, durch die Sprache. Die Sprache ist ein »Gerät des Lebens« (Bühler: Krise, S. 126), »ein Organon« (Bühler: Sprachtheorie, S. 24 ff.) oder »dem Werkzeug verwandt« (ebd., S. XXI, vgl. auch Wittgenstein: PU I, § 11 u. § 421). Ohne Sprache wäre der Mensch anders, als er ist, denn »Be-

fehlen, fragen, erzählen, plauschen gehören zu unserer Naturgeschichte so wie gehen, essen, trinken, spielen.« (Wittgenstein: PU I, § 25) und: »Einer Regel folgen, eine Mitteilung machen, einen Befehl geben, eine Schachpartie spielen sind *Gepflogenheiten* (Gebräuche, Institutionen).« (ebd. I, § 199).

Wittgenstein¹⁰⁾ im Zusammenhang mit Bühler zu sehen und umgekehrt Bühler im Zusammenhang mit Wittgenstein, ist durch biographische Fakten¹¹⁾ nicht zu rechtfertigen. Aus dem Wenigen, was über den Kontakt zwischen beiden Männern bekannt geworden ist, ist nicht auf wechselseitige geistige Einflüsse zu schließen. Eher im Gegenteil. Wittgensteins und Bühlers Lebenswege schnitten sich in Wien anlässlich einer Einladung im Haus von Wittgensteins Schwester Frau Stonborough. Doch stand diese Begegnung unter keinem guten Stern: Wittgenstein räumt ein, daß sein Hauptgesprächspartner, Moritz Schlick, ihn bei dieser Begegnung für verrückt gehalten haben mag.¹²⁾ Ein weiterer Berührungspunkt mag damit gegeben sein, daß Wittgenstein Bühlers Werk »Die geistige Entwicklung des Kindes« gekannt haben dürfte.¹³⁾ Ein positiver Einfluß Bühlers auf Wittgenstein wurde aber damit nicht begründet, im Gegenteil: Frau Anscombe gegenüber hat sich Wittgenstein äußerst negativ über Bühler geäußert: »he considered Karl Bühler a charlatan.«¹⁴⁾ Die Berührungspunkte im nicht-biographischen Bereich sind wesentlich auffällender, sei es das Thematische betreffend, die Forschungshaltung oder die Forschungsergebnisse. Beiden gemeinsam ist die Forschungshaltung, die man fast als 'linguistischen Naturalismus' bezeichnen könnte, eine Haltung, die die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nicht aus einem hypostasierten Wesen herleiten will¹⁵⁾, eine Haltung, aus der heraus »Versuche, das Ganze aus einem einzigen Aspekte zu bewältigen«, verworfen werden müssen (Bühler: Krise, S. 61), eine Haltung schließlich, die die genaue Beobachtung fordert (vgl. Wittgenstein: PU I, § 66: »denk nicht, sondern schau!«, vgl. auch Bühlers Kampf dagegen, den Phänomenen ein Bekenntnis abzwängen zu wollen, Bühler: Sprachtheorie, S. XXIII). Beider Forscher lebenslanges Ziel war die Klärung des Unklaren (vgl. Wittgenstein: VB, S. 22, S. 43; PB, S. 7 u.ö., vgl. auch Bühlers immer wieder¹⁶⁾ aufgenommenen Versuch, die Axiome der Sprachtheorie zu finden¹⁷⁾). Diese Haltung führte zur Verwerfung aller Dogmatismen und Monismen (vgl. Bühler: Krise, S. 6; Bühler: Modellgedanke, S. 197, und Wittgenstein: PU I, § 131) und zu einer Einstellung, die die Mannigfaltigkeit und den Reichtum der sprachlichen Phänomene erkennt und — das ist das Wesentliche — ihre Einbettung in den »Fluß der Gedanken und des Lebens« (Wittgenstein: Z, § 173), ihren Stellenwert im Feld menschlicher Tätigkeiten (vgl. Bühler: Sprachtheorie, S. 52) im Blick behält. In diesem Sinn ist die Einstellung Bühlers und Wittgensteins nicht nur naturalistisch, sondern auch konsequent funktionalistisch¹⁸⁾ oder — wenn man es noch mißverständlicher sagen will — pragmatisch orientiert.¹⁹⁾ Aus dieser Orientierung heraus kommen beide Autoren zu einer Verwerfung des Konzepts 'geistiger Mechanismus'²⁰⁾ (s.u.); sie stellen sich gegen eine damals noch übermächtige Tradition, die der *res cogitans*, später von Ryle als Gespenst in der Maschine lächerlich gemacht²¹⁾, eine konstitutive Rolle bei jeder geistig-sprachlichen Aktivität einräumt.

Im folgenden möchte ich die anti-cartesianische Position Bühlers und Wittgensteins aus deren Äußerungen zum Problem des Sinns und des Sinnverstehens rekonstruieren, denn die Fragen »Was ist Sinn?« und »Was ist Sinnverstehen?« brannten einer Psychologie und Philosophie auf den Nägeln, die die Annahmen der damals herrschenden Lehre nicht unreflektiert übernehmen wollte, einer Lehre, wonach die menschliche Rede nichts anderes ist »als der mechanische äußere Vorschein (Aktualisierung) psychischer Funktionen, Prozesse und Eigenschaften, die — bildlich gesprochen — 'hinter' der Rede liegen«²²⁾.

Bühler, vor allem der Bühler der »Krise der Psychologie«, und der spätere Wittgenstein haben sich mit dem mechanistischen Denkmodell auseinandergesetzt und dessen Grundannahme verworfen, daß es zwei getrennte, aber aufeinander bezogene 'Reiche' gibt, hier

das Reich des Bewußtseins, des Geistes usw., in dem sich die sprachlichen, halbsprachlichen oder nichtsprachlichen Bedeutungen, Gedanken, Sinnkombinationen usw. konstituieren oder als hypostasierte Größen vorhanden sind, und da das Reich der Ausdrucksmittel, die die Einheiten und Produkte des Geistes in wahrnehmbare Zeichen umsetzen. Im Ergebnis — z.B. »Einen sprachunabhängigen Sinn von Sätzen gibt es nicht« — konvergieren Bühler und Wittgenstein weitgehend, im Angang der Problemlösung unterscheiden sie sich jedoch.

2. Die Position Wittgensteins

Wittgensteins Ausgangsbasis ist seine Kritik an den drei Tendenzen²³⁾, die vor allem zur »Verhexung unsres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache« führen (PU I, § 109):

- Kritik an der Tendenz zum Essentialismus
- Kritik am »Streben nach Allgemeinheit« (BLB, S. 37)
- Kritik an der Tendenz zu isolierter Betrachtung nach der »Ohne-Umgebung-Doktrin«²⁴⁾

Alle drei Tendenzen verhexen den Verstand auch bei der Analyse der mit den Begriffen »Sinn« und »Sinnverstehen« zusammenhängenden Probleme.

2.1. Wittgensteins Kritik am Essentialismus ist eine Kritik an der Prämisse, auf Grund derer wir glauben, »Ausdrücke wie 'meinen', 'verstehen', 'denken', müßten sich stets *auf etwas ganz Bestimmtes* beziehen«²⁵⁾. Aus dem Bedürfnis heraus, hinter die Worte zu dringen, suchen wir nach geistigen Vorgängen, Vorgängen des Denkens, Meinens und Verstehens etwa (vgl. BLB, S. 23), oder nach Produkten solcher Vorgänge, die dann z.B. Gedanken oder Sinn heißen können. Überlegungen des Typs »Dieser Satz hat Sinn.« — »Welchen?« (PU I, § 502)²⁶⁾ führen zum Essentialismus, d.h. zu der »Denkkrankheit, hinter allen Handlungen der Menschen Zustände der Seele oder des Geistes zu postulieren, aus denen die Handlungen 'entspringen'«, (BRB, § 133), sie schicken »uns auf die Jagd nach Chimären« (PU I, § 94)²⁷⁾. Die sich daraus ergebenden Annahmen falsifiziert Wittgenstein durch

— Fragen, auf die es keine Antworten gibt: »Welchen Gedanken drückt also z.B. der Satz 'Es regnet' aus?« (PU I, § 501)

— durch einfache Weglaßproben: »Sprich die Zeile: 'Die Feder ist wohl stumpf. Nu, nu, sie geht'. Einmal denkend; dann gedankenlos; dann denk nur den Gedanken, aber ohne die Worte.« (ebd. I, § 330, vgl. auch ebd. I, § 332; BRB I, § 140, und PG, S. 155)

— durch Konfrontation mit dem Ergebnis der Begriffskonfusion²⁸⁾: »'Denken ist eine geistige Tätigkeit.' — Denken ist *keine* körperliche Tätigkeit. Ist Denken eine Tätigkeit? Nun, man kann einem befehlen 'denk darüber nach!'. Wenn aber einer in Befolgung dieses Befehls zu sich selbst oder auch zum Ändern spricht, verrichtet er da *zwei* Tätigkeiten?« (Z, § 123, vgl. auch PU I, §§ 328 ff. u. 385.). Vgl. auch: »Lernt das Kind nur sprechen oder auch denken? Lernt es den Sinn des Multiplizierens *vor* — oder *nach* dem Multiplizieren?« (Z, § 324, u. PG, S. 108). Wenn Sprechen und Denken — immer — zwei Tätigkeiten wären, müßte man die Kinder wohl auch beide lehren. Wir lehren sie aber nur eine, und ist »lehren« für diese Tätigkeit überhaupt der richtige Ausdruck, ist es nicht eher ein Hineinwachsen der Kinder in unsere Ausdrucksformen? Wenn man Sinn-Erfassen mit Deuten gleichsetzen würde, »wenn man also sagen wollte 'Jeder Satz bedarf noch einer Deutung', so hieße das: kein Satz kann ohne Zusatz verstanden werden« (Z, § 229), was offensichtlich eine Absurdität ist.

»Die Worte sind keine Übersetzung eines Anderen, welches vor ihnen da war.« (Z, § 191), das gilt — im Normalfall — für das Verhältnis Satz - Gedanke, aber auch für das Verhältnis Satz - (Satz-)Sinn oder Satz - (Satz-)Bedeutung. Dieses — hypostasierte — andere wird

in manchen Satzdefinitionen als Sinn bezeichnet²⁹). »Man kommt nicht davon weg, daß der Sinn des Satzes den Satz begleitet; bei dem Satz steht.« (Z, § 139). »Immer wieder« drängt sich der Gedanke auf, »daß, was wir vom Zeichen sehen, nur eine Außenseite zu einem Innern ist, worin sich die eigentlichen Operationen des Sinnes und der Bedeutung abspielen« (ebd., § 140), daß die Zeichen und Zeichenfolgen selbst »tot, eine bloße Lautfolge oder Folge geschriebener Figuren ist« (ebd., § 143), daß »ohne Sinn oder ohne den Gedanken [. . .] ein Satz ein ganz und gar lebloses und triviales Ding« wäre (BLB, S. 20, vgl. auch PG, S. 106f.). Von da ist es nur noch ein kleiner Schritt, den Sinn als etwas dem Satz eigentlich Enthobenes anzusehen, als etwas, das in unserer Sprache vielleicht nur verunreinigt ausgedrückt werden kann (vgl. PG, S. 108), etwas, was aber im Reich des Geistes oder der Seele rein vorhanden ist und als »abstrakter Sinn« (ebd., S. 46) erfaßt, d.h. verstanden werden kann. So wird das Verstehen — abgelöst von jedem Kontext, in dem wir von Verstehen tatsächlich sprechen — zu einem geistigen Vorgang oder einem Seelenzustand hypostasiert (vgl. ebd., S. 82), die beide von uns in ihrem 'Wesen' noch nicht erfaßt werden konnten (vgl. ebd.), von denen wir aber annehmen, daß es sich um spezifische, undefinierbare Erlebnisse und besondere Zustände handelt (vgl. ebd. und PU I, § 322). Diese Auffassung, die unserem »Vorurteil zugunsten des psycho-physischen Parallelismus« entspringt (Z, § 611), ist in einer Unzahl von Fällen irreführend (vgl. PG, S. 74) und verleitet zur Annahme, der Geist sei ein geistiger Mechanismus, der von Zeichen in Gang gebracht wird (vgl. BLB, S. 18f.). Wittgenstein hat den Zusammenhang zwischen der Neigung zum Essentialismus und der, einen »Mythus des Symbolismus zu erzeugen« (Z, § 211), immer wieder betont (vgl. z.B. ebd. und PB, S. 65, PG, S. 99): Durch den Essentialismus wird das, was die Symbole symbolisieren (Einfluß des Repräsentationstopos, s.o.), als existierende Größe »hin«gestellt.

Daß es unsinnige Sätze gibt, ist kein Beweis dafür, daß es Sätze mit sprachunabhängigem Sinn gibt (vgl. dazu PU I, § 500: »Wenn gesagt wird, ein Satz sei sinnlos, so ist nicht, quasi, sein Sinn sinnlos. Sondern eine Wortverbindung wird aus der Sprache ausgeschlossen, aus dem Verkehr gezogen.«, vgl. ferner ebd., §§ 511 ff. u. 520). Auch wenn wir davon sprechen, daß »zwei Sätze aus verschiedenen Sprachen denselben Sinn haben«, dürfen wir aus unserer Redeweise nicht schließen, daß der Sinn deshalb nicht dasselbe wie der Satz sein könne, andernfalls machten wir »aus 'ihm' ein Schattenwesen, eines der vielen, die wir erschaffen, wenn wir den Substantiven, denen kein körperlicher Gegenstand entspricht, Bedeutung geben wollen« (BLB, S. 63).

In ähnlicher Weise (wie gegen die Annahme eines satzunabhängigen Sinns) und manchmal im Wortlaut übereinstimmend wendet sich Wittgenstein gegen die Annahme von (seelischen oder geistigen) Begleitvorstellungen, die das Wesen des Satzsinns ausmachten (PU I, § 396 u. 499; BLB, S. 62 u. 68) oder für das Verstehen konstitutiv wären (PU I, § 152).

Unser Reden von den geistigen Tätigkeiten des Denkens, Meinens usw., vom satzbegleitenden Sinn oder von den satzbegleitenden Vorstellungen erweist sich als unangemessene Verabsolutierung oder als unzulässige Verallgemeinerung, hervorgerufen dadurch, daß wir gelegentlich auftretende Symptome zu Wesensmerkmalen hypostasieren; vgl. BLB, S. 72: »Dies bedeutet natürlich nicht, daß wir gezeigt haben, daß die Ausdrücke unserer Gedanken nicht von besonderen Bewußtseinsakten begleitet werden. Aber wir sagen nicht mehr, daß sie von ihnen begleitet werden *müssen*.« Damit ist aber auch unser Begriff des Verstehens korrekturbedürftig, denn Verstehen kann nun nicht mehr heißen: die sprachunabhängigen Gedanken, die Begleitvorstellungen oder irgend einen sprachunabhängigen Sinn erfassen (vgl. Z, § 446 u. 162ff.; PU I, § 527). »[. . .] der Begriff des Verstehens fließt.« (PG, S. 43). »Denken wir also nicht, wir *müßten* einen spezifischen seelischen

Vorgang finden, weil das Verbum 'verstehen' dasteht, und weil man sagt: Verstehen sei eine seelische Tätigkeit.« (Z, § 446).

2.2. Das »Streben nach Allgemeinheit« (BLB, S. 37) ist u.a. »die Bestrebung, nach etwas Ausschau zu halten, das all den Dingen gemeinsam ist, die wir gewöhnlich unter einer allgemeinen Bezeichnung zusammenfassen« (ebd.), ist die Suche nach einem »allumfassenden Wesen« (Z, § 444), auf das sich gleichbedeutende Wörter beziehen. Durch die »verächtliche Haltung gegenüber dem Einzelfall« (BLB, S. 39) kommt es zur metaphysischen Verwendung von Wörtern wie *denken* (vgl. PU I, § 116), aber auch *verstehen*, *Sinn* und *Bedeutung*. »Sinn und Bedeutung [sind] vage Begriffe« (Z, § 154). Der Versuch einer Wesensbestimmung, dessen, was mit den genannten Begriffen gemeint ist, ist schon im Ansatz falsch: »Denn man sagt: Wenn ich in allen diesen Fällen das Wort 'Verstehen' gebrauche, so muß also in allen etwas Gleiches geschehen, welches eben das Wesentliche des Verstehens [. . .] ist. Denn warum sollte ich sie sonst mit dem gleichen Wort benennen?« (PG, S. 75; vgl. dazu, was Wittgenstein über den Versuch, das Wesen der Sprache zu bestimmen, schreibt: PU I, § 65). Begriffe wie 'verstehen' usw. beziehen sich nicht auf eine Menge von Phänomenen, die alle in einem (oder mehreren) Merkmal(en) übereinstimmen, sondern auf Phänomene, die auf verschiedenste Art und Weise miteinander verwandt sind. Daß nur Verwandtschaften vorliegen, zeigt sich bei genauen Einzelanalysen, bei denen die Umgebung, in denen die Phänomene angetroffen werden, berücksichtigt werden. »[. . .] 'Verstehen' nennen wir nicht *einen* Vorgang, der das Lesen oder Hören begleitet, sondern: mehr oder weniger mit einander verwandte Vorgänge, auf einem Hintergrund, in einer Umgebung von Tatsachen bestimmter Art, nämlich: des tatsächlichen Gebrauches der gelernten Sprache oder Sprachen.« (PG, S. 74). Vielleicht hängt das »Streben nach Allgemeinheit« wesentlich mit der Neigung zum Essentialismus zusammen: weil das Allgemeine (das allen Gemeinsame) im Konkreten nicht auffindbar ist, man aber daran festhält, daß es vorhanden ist, muß es im Geistigen/Seelischen vorhanden sein, wo es uns derzeit mit unseren Untersuchungsmethoden allerdings noch nicht zugänglich ist. Wittgenstein geht diesen bequemen Weg — Flucht in die Hypothese (vgl. PG, S. 82) — nicht, sondern unterzieht die Phänomene mühemachenden Einzelanalysen, die sich ganz auf das Beobachtbare konzentrieren. Und das Beobachtbare ist bei einer Verstehensanalyse nur die Umgebung, in der wir ein Wort wie *verstehen* gebrauchen.

2.3. Wittgensteins Kampf gegen die isolierte Betrachtung von Zeichen und Zeichenfolgen, die »nur in dem Fluß der Gedanken und des Lebens« (Z, § 173) Bedeutung haben, läßt sich mit Strawson als Kampf gegen die »Ohne-Umgebung-Doktrin«³⁰ bezeichnen. Bei der Analyse von Denkphänomenen führt die Anwendung der Ohne-Umgebung-Doktrin zur Untersuchung des Denkens, »ohne die Institution der Sprache und ihre ganze Umgebung« (PU I, § 540) zu berücksichtigen. Er plädiert dafür, den Satz wie auch das Wort als »Instrument« anzusehen »und seinen Sinn als seine Verwendung« (ebd., § 421); oder in anderen Worten: den Satz »als Glied in einem System von Konsequenzen« (PG, S. 152)³¹, als »einen Zug eines gegebenen Spiels« (PG, S. 153) zu betrachten (vgl. auch BRB, S. 244). Was *einen Satz* oder besser: *eine Äußerung verstehen* heißt, kann von der Position der Ohne-Umgebung-Doktrin aus nicht ohne Rekurs auf den Essentialismus mit mechanistischem Vorverständnis der Begriffe 'Sinn', 'Gedanke', 'Urteil'³² usw. erklärt werden: Verstehen ist das Erfassen des im Satz enthaltenen Sinns, des Gedankens, des Urteils. Wittgenstein dagegen fördert: »Sehen wir eben zu, wie wir das Wort 'verstehen' tatsächlich gebrauchen.« (PG, S. 73) und expliziert seine Methode an einem Beispielsatz von Ramsey: »Wir müssen geduldig prüfen, wie dieser Satz angewandt werden soll. Wie *rund um ihn* alles aussieht. Da wird sich sein Sinn zeigen.« (Z, § 272).

Es ist charakteristisch, daß Wittgenstein, »ein Genie des 'so-geht's nicht'«³³ immer wieder sagt, was Verstehen nicht (nicht immer und nicht nur) ist:

— Verstehen ist kein Prozeß oder Vorgang. »Man sagt, das Verstehen ist ein 'psychischer Vorgang', und diese Bezeichnung ist in diesem, so wie in einer Unzahl von anderen Fällen irreführend. Sie vergleicht das Verstehen mit einem bestimmten *Prozeß* — wie dem Übertragen aus einer Sprache in die andre;« (PG, S. 74)³⁴). Ein Vorgang, auch ein »seelischer Vorgang« (Z, §446), kann das Verstehen nicht sein, denn man kann zwar nach dem Beginn des Verstehens fragen (vgl. PG, S. 43 f. und 50), aber nicht nach der Dauer des Vorgangs. Schon die Frage »Wie lange versteht er den Satz?« ist seltsam, noch verwirrender aber ist die Überlegung, »Und wenn wir den Satz eine Stunde lang verstehen, beginnen wir da immer wieder vom frischen?« (PG, S. 50). Auch die Frage nach der Art des Vorgangs ist nicht beantwortbar: »Ist das Verstehen ein artikulierter Vorgang wie das Sprechen des Satzes, und entspricht seine Artikulation der des Satzes? Oder ist es unartikuliert und begleitet den Satz wie ein Orgelpunkt ein Thema?« (PG, S. 50). Die Möglichkeit, daß »psychische Vorgänge« den Satz begleiten können, leugnet Wittgenstein nicht, wohl aber, daß sie für das Verstehen konstitutiv seien (vgl. PG, S. 45). Verstehen ist »mehr, als irgendeiner jener, mehr oder weniger charakteristischen, *Begleitvorgänge*« (PU I, § 152).

— Verstehen korreliert nicht mit Erlebnissen, die man bei der Lektüre eines Satzes z.B. haben kann, denn »Erlebnisse sind von Fall zu Fall verschieden und können nicht selbst als das Verstehen gelten«³⁵). »Wir lassen die Frage des Erlebens *ganz* aus dem Spiel.« (PG, S. 83).

— Verstehen ist kein Zustand im üblichen Sinn. »Das Verständnis der Sprache quasi des Spiels, scheint wie ein Hintergrund, auf dem der einzelne Satz erst Bedeutung gewinnt. — Aber dieses Verständnis, die Kenntnis der Sprache, ist nicht ein Bewußtseinszustand, der die Sätze der Sprache begleitet. Selbst wenn es einen solchen Zustand im Gefolge hätte. Vielmehr ist es von der gleichen Art wie das Verstehen, Beherrschen eines Kalküls, also wie: multiplizieren *können*.« (PG, S. 50). Mit seelischen Zuständen wie Betrübnis, Aufregung, Schmerzen ist das Verstehen nicht zu vergleichen, denn vom Verstehen ist es nicht sinnvoll zu sagen, es sei ununterbrochen vorhanden gewesen oder es sei unterbrochen worden. Man kann nicht sagen, ich habe den Satz seit gestern ununterbrochen verstanden (vgl. PU, Anmerkung zu I, § 151, und PG, S. 48).

— Verstehen heißt nicht über ein explizites Regelwissen verfügen: »Muß ich *wissen*, ob ich ein Wort verstehe?« (PU, Anmerkung zu I, § 138, vgl. auch PG, S. 49). Ein mathematisches Problem verstehen heißt z.B. nicht nur, daß dem Lernenden die passende Formel einfällt. Er muß mit der Formel auch etwas tun können, z.B. eine Zahlenreihe fortsetzen können (vgl. PU I, § 152 und weiter unten).

— Verstehen ist nicht die Tätigkeit, »durch die wir unser Verständnis zeigen« (Z, § 298), aber diese »Äußerungen [. . .] des Verstehens« (PU I, § 152) gehören sehr oft zu dem Sprachspiel, in dem das Wort 'verstehen' gebraucht wird.

— Verstehen ist in manchen Fällen ein Erfassen von Bildern, in manchen nicht. »Es ist interessant zu bemerken, daß die Bilder, die uns beim Lesen eines isolierten Wortes, wenn wir es etwa so recht verstehen wollen, vorschweben, beim Lesen des Satzes meist ganz ausbleiben« (PG, S. 79) — und doch: »Man kommt nicht davon weg, daß die Benützung des Satzes darin besteht, daß man sich bei jedem Wort etwas vorstelle.« (PU I, § 449). Die einen Satz möglicherweise begleitenden Bilder oder Vorstellungen sind aber keinesfalls für 'seinen' Sinn konstitutiv: »Es ist so wenig für das Verständnis eines Satzes wesentlich, daß man sich bei ihm etwas vorstelle, als daß man nach ihm eine Zeichnung entwerfe.« (PU I, § 396, vgl. auch BLB, S. 62 u. 68).

— Verstehen ist kein Erfassen eines abstrakten Sinns (vgl. PG, S. 46), der zum Gesagten oder Gehörten hinzugefügt wird oder das Gesagte/Gehörte als Schattenwesen begleitet (vgl. BLB, S. 63) und gedeutet und interpretiert werden müßte (vgl. PG, S. 47, und Z, § 229f.)

Womit ist das Verstehen vergleichbar? Wittgensteins immer wieder darauf gegebene Antwort: mit dem Verstehen eines Kalküls (vgl. PG, S. 40, 50, und BLB, S. 71) oder mit dem Verstehen eines Musikstückes (vgl. PG, S. 41, und PU I, S. 527f.).

2.4. Und was ist das Verstehen positiv? »Die Kriterien, die wir für das 'Passen', 'Können', 'Verstehen' gelten lassen, sind viel kompliziertere, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. D.h., das Spiel mit diesen Worten, ihre Verwendung im sprachlichen Verkehr, dessen Mittel sie sind, ist verwickelter — die Rolle dieser Wörter in unsrer Sprache eine andere, als wir versucht sind, zu glauben.« (PU I, § 182). Im folgenden werden Situationen genannt, in denen wir von Verstehen sprechen.

- Erklärungssituationen, in denen jemand ausruft: »Jetzt weiß ich weiter!« und auch tatsächlich weiter weiß (vgl. PU I, § 323, § 179f., und PG, S. 80).
- Anwendungssituationen, in denen jemand zeigt,
 - daß er eine Technik beherrscht (vgl. PU I, § 199),
 - sich in Anwendung und Gebrauch von z.B. Zeichen sicher ist (vgl. PG, S. 47) und »Proben des Gebrauchs« geben kann (PG, S. 84), sich einer Äußerung gegenüber nicht so verhält, als sei sie ungerichtetes Zeug (vgl. PG, S. 44 u. 46),
 - Situationen, in denen also sein Benehmen als Kriterium des Verstehens angesehen werden kann (vgl. PU I, § 269). Besonders wenn jemand routinemäßig Situationen bewältigt, in denen Verstehen eine Rolle spielt, sprechen wir von Verstehen (vgl. PG, S. 81 u.ö., vgl. auch S. 44).
- Umsetzungssituationen, in denen jemand zeigt, daß er Gesagtes oder Gehörtes z.B. erklären und paraphrasieren kann, ohne dabei die Unterschiede zwischen Paraphrase und Paraphrasiertem aus dem Blick zu verlieren (vgl. PG, S. 45, und PU I, §§ 531 ff.); generell wird die Fähigkeit der Übertragung³⁶⁾ in einen anderen Symbolismus als wichtiges Kriterium des Verstehens angesehen, sei es die Übertragung in Bilder (Z, § 245) oder Gesten (Z, § 227), sei es die Übertragung in Zeichen desselben Systems.

Resümee: Verstehen ist manchmal eine Disposition, ein Wissen, eine Fähigkeit oder eine Erfahrung³⁷⁾. Ein Verstehen an sich gibt es nicht, so wenig wie es ein Sinn-Haben an sich gibt. Deshalb gilt vom Satz, daß er immer nur als Teil eines Systems (vgl. PG, S. 172), eines Kalküls³⁸⁾ (vgl. BLB, S. 71, PG, S. 193), eines Sprachsystems (vgl. BLB, S. 71), einer Sprachtechnik (vgl. Z, § 530), einer Sprache Sinn hat und verstanden werden kann. »System«, »Kalkül«, »Sprachsystem«, »Sprachtechnik«, »Sprache« — beim letzten Terminus, zu dem Wittgenstein in seiner Denkgeschichte über mehrere Äquivalente gelangt ist, ist er schließlich geblieben: »Etwas ist ein Satz nur in einer Sprache« . . . »Ein Satz ist ein Satz einer Sprache« (PG, S. 170); »Einen Satz verstehen, heißt, eine Sprache verstehen. Eine Sprache verstehen, heißt, eine Technik beherrschen.« (PU I, § 199). Eine Sprache ist eine Lebensform (vgl. PU I, § 19) und »das Sprechen der Sprache [ist] ein Teil einer Tätigkeit, oder einer Lebensform« (PU I, § 23). Und mit »Lebensform« ist die »Institution der Sprache und ihre ganze Umgebung« gemeint (PU I, § 540). Etwas sagen geschieht vor dem Hintergrund der sozial eingespielten Lebensformen, deren Ausdruck im Wittgensteinischen Sinn die Grammatik, d.h. die Sprache (vgl. PG, S. 59 u. 149) und die mit ihr erworbenen Lebensformen sind: »Man könnte quasi in der Grammatik der Sprache die ganzen Zusammenhänge auffinden (nachschiessen). Das ganze Netz in das der Satz gehört, ist da zu sehen.« (PG, S. 149). Dieses Tun ist in Analogie zum Schachspiel so zu sehen: »Wie ein Schachzug nicht allein darin besteht, daß ein Stein so und so auf dem Brett verschoben wird, — aber auch nicht in den Gedanken und Gefühlen des Ziehenden, die den Zug begleiten; sondern in den Umständen, die wir nennen: 'eine Schachpartie spielen', 'ein Schachproblem lösen', und dergl.« (PU I, § 33).³⁹⁾

Diese Ausweitung auf 'Sprache = Teil einer Lebensform' erlaubt es Wittgenstein, von der Rolle eines Zeichens/einer Zeichenfolge im menschlichen Leben zu sprechen (vgl. etwa PG, S. 68). Aus der Tatsache, daß Äußerungen in sozial etablierte und konstituierte Handlungsfelder und Interaktionszusammenhänge eingebettet sind, resultiert die Feststellung; daß *eine Sprache lernen* und *eine Sprache verstehen* korrelierende Begriffe sind (vgl. PG, S. 42). Aus dieser Auffassung resultiert Wittgensteins Interpretation der Sprache »Ohne Sprache könnten wir uns nicht verständigen.« . . . »Der Fall ist nicht dem analog: ohne das Telefon könnten wir nicht von Europa nach Amerika sprechen. Wohl aber kann man sagen: 'ohne den Mund könnten sich die Menschen nicht mit einander verständigen'. Der Begriff der Sprache [. . .] liegt im Begriff der Verständigung.« (PG, S. 193).

Wittgensteins Kampf gegen die »Ohne-Umgebung-Doktrin« blieb forschungsgeschichtlich nicht ohne Folgen. Das zeigt z.B. die Weiterentwicklung der Theorie des kommunikativen Handelns in der Fassung von Habermas, der dann vom Verstehen eines Sprechakts spricht, »wenn wir wissen, was ihn akzeptabel macht«⁴⁰. Dazu gehört z.B. beim Verstehen eines Imperativsatzes außer der Kenntnis der »grammatischen Wohlgeformtheits- und allgemeinen Kontextbedingungen«⁴¹ die Kenntnis spezieller Akzeptabilitätsbedingungen, nämlich der Erfüllensbedingungen und der Bedingungen für das Einverständnis⁴². Auch die Kenntnis der beiden letztgenannten Bedingungen ist konstitutiv für den durch die Äußerung eines Imperativsatzes hergestellten Interaktionszusammenhang. »Der Hörer versteht einen Imperativ, wenn er weiß, was er tun oder lassen müsse[!], um den von S [= Sprecher] erwünschten Zustand 'p' herbeizuführen; damit weiß er auch, wie er seine Handlungen an die Handlungen von S *anschießen* könnte. [. . .] Der Hörer versteht den illokutionären Sinn der Aufforderung vollständig erst dann, wenn er weiß, warum der Sprecher erwartet, daß er seinen Willen dem Hörer imponieren kann.«⁴³, auf Grund welchen Sanktionspotentials der Sprecher mit dem Einverständnis des Hörers rechnen kann.

Von den klassischen Verstehensanalysen mit ihrem kurzgeschlossenen Bezug auf Gedanken, Inhalte, Sinn usw. ist diese Art der Analyse meilenweit entfernt. Hier wird mit der Forderung nach Analyse von Lebensformen Ernst gemacht. Statt von Sinn wird von Bedingungen gesprochen, die erfüllt sein müssen, damit von Sinn-Erfassen gesprochen werden kann. Sinn wird nicht im 'Reich des Bewußtseins' gesucht, sondern in der beobachtbaren Praxis, der zwischenmenschlichen Interaktion. Deshalb scheint es bei der vorgeführten Analyse des Imperativsatzes auch nicht, »als eilte [der] Sinn wie ein Schatten dem Befehl voraus« (BRB, S. 25).

Es ist klar, daß bei diesem Angang die Hypostasierung des Bewußtseinsphänomens 'Sinn' als Ergebnis der Verhexung unseres Verstandes (PU I, § 109) angesehen werden muß.

3. Böhlers Position⁴⁴)

Den Ort dessen, was wir Sinn nennen, sucht Bühler weder im Geist noch in der Seele, sondern im menschlichen (und auch tierischen) Zeichenverkehr. Den Sinn als sprach- (oder im Bühlerschen Sinne besser) als zeichenunabhängiges Phänomen gibt es nicht. »Sinn ist keine Seinseigenschaft der sinntragenden Gebilde, sondern ein Leistungs- oder Geltungsmoment ähnlich dem Wert des Papiergeldes.« (Krise, S. 131). »Der 'Sinn an sich', abgesehen von einer Sprachgemeinschaft, für die er gültig ist, das wäre ein nicht minder unvollziehbarer Begriff wie etwa das 'Geld an sich', abgesehen von einem Wirtschaftsbereich; in der [!] es Kurs hat.« (ebd., S. 126). Den Bühlerschen Gleichsetzungen 'Sinn = Wert', 'Sinn = Zweck'⁴⁵ und 'Sinn = Bedeutung' (vgl. ebd., S. 123) könnte — unter Berücksichtigung der Bühlerschen Explikationen — wohl auch Wittgenstein zustimmen, und die Warnung, bei der Analyse sprachlicher Phänomene (im speziellen Fall von Lauten) mit den Begriffen 'Überlegung', 'Sinn', 'Vernunft' dazwischenzufahren und auf den Sinn hinüberzuschließen (Sprachtheorie, S. 260) könnte — auch in der Ausdrucksweise — von Witt-

genstein stammen.

Bühler, vor allem der Bühler der »Krise der Psychologie«, hat die drei Grundirrtümer, von denen Wittgenstein spricht, erkannt und kam — könnte man vorwegnehmend sagen — zu ähnlichen Ergebnissen wie Wittgenstein.

3.1. Ein erstes Nachdenken über die mit dem Essentialismus zusammenhängenden Probleme dokumentiert sich in einem Vortrag Bühlers — 1908 —, wo Bühler Ergebnisse psychologischer Forschungen referiert, die mit Wittgensteins Denkergebnissen weitgehend übereinstimmen. Die wichtigsten Thesen des Sammelreferates (»Über das Sprachverhältnis. . .«):

- »Spezifische Bewußtseinsinhalte des Verstehens« gibt es nicht. (S. 114)
- »Sinnliche Vorstellungen« sind für das Verstehen von Sätzen nicht konstitutiv. (S. 115)
- Eine richtige Reaktion auf Sprachzeichen ist das objektive Kriterium des Verstehens. (S. 115)⁴⁶⁾
- Vorstellungen können Sätze (vor allem Sätze, die nicht routinemäßig verstanden werden) begleiten, aber sie sind nicht konstitutiv für das Verstehen jedes Satzes. (S. 115 f.)
- Ein Geschehen, das beim Aufbau der Gedanken vor sich gehen soll, können sich selbst beobachtende Versuchspersonen in einer Testsituation mit einfachen und geläufigen Sätzen nicht feststellen. (S. 116 f.)⁴⁷⁾

Zum Thema der satzbegleitenden Vorstellungen nimmt Bühler 1923 noch einmal Stellung: »Ist es [bei der Darstellung von Welt in Sprache] nicht so, daß einfach an Stelle der ursprünglichen Sachwahrnehmungen die entsprechenden Sachvorstellungen treten? Die Vorstellungen suggeriert, assoziativ geweckt durch die Nennworte des Satzes und der dargestellte Sachverhalt nach Anweisung der syntaktischen Sprachmittel an ihnen abgenommen wie ursprünglich in der Wahrnehmung? Die Antwort lautet: es gibt in der Tat Sprechsituationen, in denen die Prozesse des Sprachverständnisses diesem Schema im Groben entsprechen, aber es gibt auch andere, wo sie ihm durchaus nicht entsprechen. Im ganzen wäre dies eine viel zu schwerfällige Einrichtung, von der sich das außerordentlich bewegliche und leichtfüßige sprachliche Denken nach Ausweis der Tatsachen in weitem Umfang frei gemacht hat.« (Begriff, S. 289 f.)⁴⁸⁾

Da es einen sprachunabhängigen Sinn nicht gibt, ob man ihn sich nun als Kombination oder Zerlegung von Bewußtseinsinhalten vorstellte oder anders, warnt Bühler bei der Behandlung der »zweimal tausendjährigen Ellipsenplage« (Sprachtheorie, S. 168), einem Prüfstein jeder Sprachtheorie, nachdrücklich davor, mit »erlebnispsychologischen Subkonstruktionen« zu arbeiten (ebd., S. 167) und elliptische Sätze deshalb »nach ihrem Sinn« zu ergänzen.⁴⁹⁾

3.2. Auch in die Diskussion um die Verallgemeinerung bringt Bühler Argumente und Ergebnisse ein, die die metaphysische Position der *res cogitans* erschüttern. In Stichworten:

- Verstehen ist ein sehr komplexer Begriff, und es gibt Stufen des Verstehens (Krise, S. 135). Verschiedene Arten des Verstehens können z.B. durch verschiedene Grade des Bewußtseins des Hörers von der Situation⁵⁰⁾ beeinflusst sein, so z.B. wenn »ein phonetisch als Grunzen zu bezeichnendes Geräusch mit Sicherheit als Morgengruß 'verstanden' wird« (Sprachverständnis S. 104, vgl. auch Sprachtheorie, S. 285); ferner durch verschiedene Ausdrucksbewegungen, die das mündliche Sprechen begleiten können (ebd.) usw.
- Der Sinn, wenn man von ihm spricht, ist etwas Vages, abstrakt nie zu Präzisierendes: »die letzte von der Sprache überhaupt erreichte Präzisierung des Sinnes [ist] doch nur in der Sprechsituation *hic et nunc* zu finden« (Krise, S. 125 f., vgl. auch Sprachtheorie, S. 255).

3.3. Ähnlich wie Wittgenstein⁵¹⁾ hatte auch Bühler eine Abneigung gegen Wesens-Fragen, also Fragen nach dem Wesen der Dinge⁵²⁾, denn er sah die »metaphysische Vorbelastung des 'Wesens'-Begriffs«⁵³⁾, und er sah, daß das Streben nach Allgemeinheit die Beobachtung der Praxis des Zeichenverkehrs behindert und trübt. Und gerade dem Problem der Praxis des Zeichenverkehrs, genauer: der Konstitution des Zeichenverkehrs hat Bühler seine originellsten Überlegungen gewidmet, Überlegungen, die er in der »Sprachtheorie« nicht konsequent weiterverfolgte⁵⁴⁾. Und mit Praxis meint Bühler genau das, was Wittgenstein als Umgebung bezeichnet — sei es die Umgebung, die die Institution Sprache⁵⁵⁾ konstituiert, oder die Umgebung der Lebensformen. Sein Credo: »Es ist das *Gemeinschaftsleben*, in deren [!] Dienste die Symbolik aufkommt.« (Krise, S. 211). Er hat immer wieder die Sprachgebundenheit der menschlichen Existenz und Gemeinschaftsform betont. Und da er Sprechen — lange bevor dies modern wurde — als Handlungsvollzug des auf ein Du orientierten Menschen begriff⁵⁶⁾, als Zug in einem durch solche Handlungsmöglichkeiten erst konstituierten »kommunikativen Handlungsspiel«⁵⁷⁾, hat er nicht nur betont, daß »Sprache und Gemeinschaftsleben wesenhaft zusammengehören« (Modellgedanke, S. 207⁵⁸⁾), sondern auch die gemeinschaftsbildende und -tragende Funktion der »semantischen Einrichtungen« unterstrichen (Krise, S. 60). Die forschungsgeschichtlich bedeutsame Wiederentdeckung des Partners⁵⁹⁾ und die Berücksichtigung der Umfeldler, in denen Sprachzeichen verwendet werden und deshalb 'leben', erlaubten es Bühler, einen Rahmen zu finden, in dem er die Ursprünge und das Funktionieren der Semantik ohne Rekurs auf den Essentialismus erklären konnte. Verstehen — das hat Bühler sehr früh erkannt — ist (auch) ein Einordnen, ein In-Den-Zusammenhang-Bringen (vgl. Sprachverständnis, S. 117), d.h. ein Situationserfassen im weitesten Sinn. Bühler nennt folgende Umfeldler, in denen Zeichen Sinn 'haben', in denen sie als spezifische Steuerungsmittel⁶⁰⁾ besondere Funktionen haben:⁶¹⁾

- synsemantische = kontextuale Umfeldler: z.B. Vorgänger- oder Nachfolgetexte; Fragen sind das Umfeld für Antworten; Gesten das Umfeld der mündlichen Rede, Stilistica das Umfeld der geschriebenen usw.,
- empraktische Umfeldler, das sind die durch die und in der Kommunikation etablierten interaktionalen Umfeldler, z.B. das Umfeld in einem Kaffeehaus, in dem ein Gast nur »einen schwarzen« ruft (vgl. Sprachtheorie, S. 155),
- symphysische Umfeldler, das ist die Welt der uns umgebenden Objekte, wie immer die unseren Sinnen auch 'gegeben' sein mögen.

Auf ein anderes Umfeld — die Lerngeschichte von Zeichen — macht Bühler nur indirekt aufmerksam. Jedes Sprechen geschieht in einem bestimmten Stadium im Spracherlernungs- oder -abbauprozess, ist also Ausdruck eines bestimmten Entwicklungsstadiums und wird vom Sprechpartner auch so verstanden. Die 'Redeweise' des Kleinkindes wird als solche — als Ausdruck und Widerspiegelung der kindlichen Kompetenz — akzeptiert und verstanden, in diesen Fällen: meist tatsächlich gedeutet. Wie ernst Bühler diese Umfeldler nimmt, zeigt sich bei seiner Behandlung der Ellipsenfrage, wo er sich dagegen wehrt, daß irgendein 'Sinnträger' in einer Art Metzgeranalyse aus seinem Umfeld herausgeschnitten wird.

3.4. Welche Gefahren aus dem freihändigen Postulieren von Bewußtseinsvorgängen oder -tatbeständen entspringen, war Bühler bekannt, deshalb war er stolz darauf, ein Modell für die Konstitution der Semantik entworfen zu haben, das »so gut wie keine Annahmen über irgendwelche Bewußtseinsvorgänge« enthält (Krise, S. 42).

Sinn und Sinnverstehen müssen nach Bühler als reziproke Begriffe aufgefaßt werden (vgl. ebd., S. 82 u. 124, vgl. auch Sprachverstehen, S. 104). Sinnverstehen drückt sich darin aus, daß »das wahrgenommene Zeichen eine jener Auslösungen vollzieht, die wir in der

üblichen Terminologie als *Einstellungen* oder *Umstellungen* zu bestimmen pflegen« (ebd., S. 130).

Wie kam Bühler zu seinem Verständnis der Phänomene 'Sinn' und 'Sinnverstehen'? Indem er die Psychologie der Sprache, die Männern wie Paul und Herbart »wie das Erlösen-de Wort« erschien, abqualifiziert — »die Bewegung [blieb] auf der ganzen Linie im Nebensächlichen stecken« (ebd., S. 30) — und eine Soziologie der Kommunikation entwirft (vgl. Habermas: »von Bühler programmatisch entworfene Kommunikationstheorie«⁶²). Während der »Einfluß der Gemeinschaft« bis zu Bühler »nur im Vorbeigehen sozusagen« in die Sprachtheorie eingeführt wurde (vgl. Krise, S. 31), sieht Bühler in der Gemeinschaft den entscheidenden Konstitutionsfaktor für die Sprache. Er verwirft individualpsychologische (Wundt) und -philosophische (Husserl) Erklärungsversuche mit dem Hinweis, ihre Ergebnisse seien höchstens geeignet, »die Rede eines Monadenwesens, die Rede eines zu höchsten Abstraktionen befähigten Diogenes im Faß zu sich selbst, logisch zu explizieren« (Sprachtheorie, S. 11)⁶³.

Entstehung und Gebrauch der Sprache, mehr noch jeder Semantik, auch der tierischen (vgl. Krise, S. 33), kann nur vom Bezugspunkt einer Ganzheit, das ist einer Interaktionsgemeinschaft erklärt werden, denn ganzheitsgerecht und sinnvoll sind Begriffe, die miteinander korrelieren (vgl. Krise, S. 65). Deshalb ist der »Ursprung der Semantik nicht beim Individuum, sondern bei der *Gemeinschaft* zu suchen« (Krise, S. 38). Die Semantik ist keine »sekundär aus einem schon bestehenden Gemeinschaftsleben entsprungene Luxuseinrichtung«, sie »ist nicht ein Nebenprodukt, sondern ein *konstitutiver Faktor* jedes tierischen oder menschlichen Gemeinschaftslebens« (ebd., S. 38 f.)⁶⁴. 'Sinnverstehen' ist im systematischen Rekonstruktionsversuch Bühlers gleichzusetzen mit 'Verständigung', d.h. Konsens der Interaktionspartner über Handlungen und Bedingungen der Handlungen. Die Sprechhandlungen müssen als Züge im jeweiligen kommunikativen Handlungsspiel anerkannt sein oder werden, dann haben sie Sinn. Der Sinn eines Handlungszuges — der Äußerung eines Satzes, Textteils, Texts — ergibt sich aus dem kommunikativen Handlungsspiel, das gespielt wird. Sinn konstituiert sich, indem sich aus dem »unübersehbaren Reich sinnloser Möglichkeiten das System des sinnvollen Benehmens heraushebt« (Krise, S. 47). Damit kommt Bühler zu einer Bestimmung des Sinnbegriffs — Sinn als Faktor bei der Reduktion der Komplexität von Welt durch den Aufbau von Interaktionssystemen —, die in der modernen Soziologie eine große Rolle spielt⁶⁵, wenn sie dort auch aus einer anderen Quelle als der Bühlers entnommen wurde, nämlich den Schriften von G.H. Mead. Sinnvolles Benehmen ist dasjenige, das intersubjektiv ist, das auch vom Interaktionspartner beim »taking the attitude of the other«⁶⁶ in seiner Zeichenfunktion verwendet und verstanden werden kann, also etwas bedeutet. Und sinntragende Zeichen sind Zeichen, mit denen in analogen Situationen analoge Zwecke realisiert werden können, und zwar deshalb, weil sie in dem von der Gemeinschaft geschaffenen System bestimmte, systembestimmte (!), und intersubjektiv gültige Werte sind. Mit dieser Zeichenbestimmung, die das Moment der Steuerung betont, nicht das der Repräsentation von Sinn oder Inhalt (!), braucht Bühler nicht auf den Essentialismus zu rekurrieren, braucht er keine Metaphysik des repräsentierten Inhalts oder Sinns zu entwerfen. Das Zeichen ist Steuerungsmittel, nicht Darstellungsmittel für nebulöse Einheiten des Geistes⁶⁷. Die Funktion (der Sinn) eines Steuerungsmittels ist das, was dieses Mittel den Trägern ('Elementen') dieses Systems gegenüber bewirkt, welche Handlungen es auslöst und wie es das Verhalten der Träger steuert. Das Steuerungsmittel Sprache hat sich — zuerst in der den Interaktionspartnern gemeinsamen Wahrnehmungssituation, dann unabhängig davon und diese transzendierend⁶⁸ — als System diakritischer Werte entwickelt, mit dem das Verhalten der Interaktionspartner gegenseitig gesteuert werden kann.

Nach Bühlers Ausführungen könnte man die Sinndefinition der russischen Psycholingu-

stik: »Der Sinn ist die Widerspiegelung eines Fragments der Wirklichkeit im Bewußtsein durch das Prisma des Stellenwerts, den dieses Fragment der Wirklichkeit in der Tätigkeit des jeweiligen Subjekts einnimmt«⁶⁹⁾ umformulieren in: Sinn ist die sozial verfestigte Art der Realitäts-, d.i. der Komplexitätsbewältigung in Handlungssystemen, im speziellen Fall der Worthandlungen: in der Rede. Sinn zeigt sich im Gebrauch, im kommunikativen Handlungsspiel, das ist im Sprechen und nicht in der Sprache.⁷⁰⁾ Nicht die Einheiten der Sprache 'haben' Sinn (für diese existieren Gebrauchsregeln), sondern die Einheiten der Rede. Vgl. Sprachtheorie, S. 52: »Denn jedes konkrete Sprechen steht im Lebensverbande mit dem übrigen sinnvollen Verhalten eines Menschen; es s t e h t unter Handlungen und i s t s e l b s t eine Handlung.« Und Sinnverstehen und sinnvoll Handeln sind Momente an demselben Interaktionsvorgang: Man lernt verstehen, indem und weil man handeln lernt. Dazu paßt der Befund aus der Spracherwerbsforschung, daß Kleinkinder ihre Sprache erlernen, »indem sie zunächst unabhängig von der Sprache das bestimmen, was der erwachsene Sprecher meint [= seine Handlung 'verstehen'], und dann die Beziehungen herausarbeiten, welche zwischen dem Gemeinten [der Handlung, dem Handlungstyp, dem Handlungsziel usw.] und dem sprachlich Gesagten bestehen«⁷¹⁾.

4. Schlußbemerkung⁷²⁾

Nach Mead stellt die Philosophie eines Zeitalters immer den Versuch dar, dessen sicherstes Wissen zu interpretieren⁷³⁾, d.h. in Frage zu stellen. So ähnlich muß auch Wittgenstein gedacht haben: »Der Philosoph ist nicht Bürger einer Denkgemeinde. Das ist, was ihn zum Philosophen macht.« (Wittgenstein: Z, §455). Und ein ähnliches Motiv mußte wohl Bühler veranlaßt haben, statt des verlangten Sammelreferates über den Stand der psychologischen Forschung die »Krise der Psychologie« zu schreiben, wo er versuchte, die Grundaxiome dieser Wissenschaft zu finden: statt eines kompilatorischen Sammelreferates über die Ergebnisse der Denkgemeinde(n) der Psychologen sucht er nach dem Grund, von dem aus diese Ergebnisse überhaupt erst interpretiert werden können.⁷⁴⁾

Wittgenstein und Bühler standen zwischen dem europäischen Cartesianismus und dem amerikanischen Behaviorismus⁷⁵⁾. Zwischen Scylla und Charybdis fanden beide einen Ausweg: Bühler fand den Steuerungs- und Wittgenstein den Spieltopos. In beiden Denkmodellen ist der Mensch weder das königliche Subjekt des Cartesianismus, das vollkommen über sich selbst verfügen kann, noch das bloße Objekt von Stimulationsprozessen. Bühler hat immer wieder auf die Rolle von »Eigenbedarf und Eigenstimmung« im Steuerungsprozeß hingewiesen (Bühler: Krise, S. 41 u.ö.), und auch Wittgenstein, der das Vorhandensein geistiger Vorgänge/Zustände keineswegs leugnet, nur deren konstitutive Rolle bei *jedem* Sprechen, hat gesehen, daß seine Kritik am Cartesianismus zu Unrecht Wasser auf die Mühlen des Behaviorismus ist: »Wie kommt es nur zum philosophischen Problem der seelischen Vorgänge und Zustände und des Behaviourism? — Der erste Schritt ist der ganz unauffällige. Wir reden von Vorgängen und Zuständen, und lassen ihre Natur unentschieden! Wir werden vielleicht einmal mehr über sie wissen — meinen wir. Aber eben dadurch haben wir uns auf eine bestimmte Betrachtungsweise festgelegt. Denn wir haben einen bestimmten Begriff davon, was es heißt: einen Vorgang näher kennen zu lernen. (Der entscheidende Schritt im Taschenspielerkunststück ist getan, und gerade er schien uns unschuldig.) — Und nun zerfällt der Vergleich, der uns unsere Gedanken hätte begreiflich machen sollen. Wir müssen also den noch unverständenen Prozeß im noch unerforschten Medium leugnen. Und so scheinen wir also die geistigen Vorgänge geleugnet zu haben. Und wollen sie doch natürlich nicht leugnen!« (PU I, §308). Daß der Mensch nicht nur Objekt von Steuerungsprozessen oder Spielen ist, ist von Bühler und Wittgenstein in bewußter Gegnerschaft zum Frühbehaviorismus betont worden: Bühler verweist auf die Fähigkeit des Individuums, sich am Günstigen zu orientieren (Zukunft, S. 9), und Wittgen-

stein auf die Kompetenz der Teilnehmer an einem Spiel, Regeln zu schaffen und zu verändern (PU I, §83).

Anmerkungen:

Bühlers Schriften (im folgenden mit vollständiger bibl. Angabe in alphabetischer Reihenfolge) werden im Text mit dem ersten Substantiv des Titels und der Seitenzahl zitiert.

- Die Axiomatik der Sprachwissenschaften. Einleitung und Kommentar von Elisabeth Ströker. Frankfurt ²1976 (= Graue Reihe).
- Über den Begriff der sprachlichen Darstellung. In: Psychologische Forschung 3, 1923, H.3 (Festschrift J. v. Kries), S. 282-294.
- Das Ganze der Sprachtheorie, ihr Aufbau und ihre Teile. In: Bericht über den XII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg 12.-16. April 1931. Hrsg. v. Gustav Kafka. Jena 1932, S. 95-122.
- Der dritte Hauptsatz der Sprachtheorie. Anschauung und Begriff im Sprechverkehr. In: Onzième congrès international de Psychologie. Rapports et comptes rendus. Paris, 25-31 Juillet 1937. Hrsg. v. H. Piéron u. J. Meyerson. Paris 1938, S. 196-203.
- Die Krise der Psychologie. (Nachdruck der 2. Aufl. 1929). Frankfurt usw. 1978 (= Ullstein Buch 3460).
- Der Modellgedanke in der Psychologie. In: Karl Bühler: Die Uhren der Lebewesen und Fragmente aus dem Nachlaß. Hrsg. u. mit einer Biographie versehen v. Gustav Lebelzern unter Benützung von Vorarbeiten v. Hubert Razinger (Wien 1969). (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 265, 3. Abhandlung: Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts H.10), S. 170-220.
- Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. (Nachdruck der 1. Aufl. 1934). Frankfurt usw. 1978 (= Ullstein Buch 3392).
- Über das Sprachverständnis vom Standpunkt der Normalpsychologie aus. In: Bericht über den 3. Kongreß für experimentelle Psychologie in Frankfurt a.M. 1908. Leipzig 1909, S. 94-130.
- Das Strukturmodell der Sprache. In: Travaux du Cercle Linguistique de Prague 6, 1936, S. 3-12.
- Die Symbolik der Sprache. In: Kant-Studien 33, 1928, S. 405-409.
- Vom Wesen der Syntax. In: Idealistische Neuphilologie. Festschrift Karl Vossler. Heidelberg 1922, S. 54-84.
- Die Zukunft der Psychologie und die Schule. Wien-Leipzig 1936 (= Schriften des Pädagogischen Institutes der Stadt Wien 11).

Wittgensteins Schriften (s.u.) werden — wie üblich — mit folgenden Abkürzungen und — wenn nicht anders angegeben — mit der Seitenzahl zitiert: BLB = Das Blaue Buch, BRB = Eine Philosophische Betrachtung (das sogenannte Braune Buch), PB = Philosophische Bemerkungen, PG = Philosophische Grammatik, PU = Philosophische Untersuchungen, TLP = Tractatus Logico-Philosophicus, ÜG = Über Gewißheit, VB = Vermischte Bemerkungen, WWK = Wittgenstein und der Wiener Kreis, Z = Zettel.

- Vermischte Bemerkungen. Frankfurt 1977 (= Bibliothek Suhrkamp 535).
- Über Gewißheit. Frankfurt 1971 (= Bibliothek Suhrkamp 250).
- Schriften. 7 Bde. Frankfurt 1960-1978.

- 1) Gilbert Ryle: Der Begriff des Geistes. Stuttgart 1969 (= Universal-Bibliothek 8331-36), S. 7.
- 2) Hegel, zit. nach Helmut Gipper: Der Satz als Steuerungs- und Regelungssystem und die Bedingungen der Möglichkeit seines Verstehens. In: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. Paul Grebe zum 60. Geburtstag. Düsseldorf 1970 (= Sprache der Gegenwart VI), S. 26-44, hier S. 42.
- 3) Vgl. Gerold Ungeheuer: Die kybernetische Grundlage der Sprachtheorie von Karl Bühler. In: G.U.: Sprache und Kommunikation. Hamburg²1972 (= Forschungsberichte des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn 13) S. 171-190, hier S. 189 f.
- 4) Ryle (Anm. 1), S. 7.
- 5) Ferdinand Ebner: Schriften. Hrsg. v. Franz Seyr. Bd.1: Fragmente. Aufsätze. Aphorismen. Zu einer Pneumatologie des Wortes. München 1963, S. 81.
Dieser und die nächsten drei zitierten Texte sind — neben vielen anderen — in den von Walter Methlag zusammengestellten Diskussionsunterlagen (unveröff.) zum Thema »Martin Heidegger — 'Der Brenner' — Die Sprache« (Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«, 3.11.1982) enthalten.
- 6) Carl Dallago: Augustinus, Pascal und Kierkegaard. In: Der Brenner, 6.F., H.9 (April 1921), S. 641-734, hier S. 657.
- 7) Vgl. die Auffassung vom Dichter als »Hüter und Bewahrer des Wortes« von Ferdinand Ebner (Ebner, Anm. 5, S. 938).
- 8) Theodor W. Adorno: Parataxis. Zur späten Lyrik Hölderlins. In: Th. W. A.: Noten zur Literatur. Frankfurt 1974 (= Gesammelte Schriften II), S. 447-491, hier S. 452.

- 9) Diese Koinzidenz im Geistesleben wäre noch um eine weitere Parallelität zu erweitern: um die Parallelen zu den Gedanken des in Chicago lehrenden George Herbert Mead. Für die Position von Bühler wie Wittgenstein und Mead charakterisierend ist es, daß sie alle drei Einzelgänger waren; über Bühler vgl. Rudolf Kamp: Axiomatische Sprachtheorie. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zum Konstitutionsproblem der Einzelwissenschaften am Beispiel der Sprachwissenschaftstheorie Karl Böhlers. Berlin 1977 (= Erfahrung und Denken 50), S. 15; über Mead vgl. Anselm Strauss: Einleitung. In: G. H. Mead: Sozialpsychologie. Hrsg. v. A. St. Neuwied am Rhein - Berlin 1969 (= Soziologische Texte 60), S. 11-34, hier S. 12 ff.
- 10) Gemeint ist Wittgenstein II, dessen Gedanken ihre 'vorläufig endgültige' Fassung — so muß man angesichts der vielen Um- und Überarbeitungen wohl sagen — in den »Philosophischen Untersuchungen« fanden, nicht Wittgenstein I, der die in TLP veröffentlichte Sprachauffassung vertritt. Wittgenstein sah es schon zu Zeiten des »Tractatus« als seine Lebensaufgabe an, das Wesen des Satzes zu erklären: »Meine ganze Aufgabe besteht darin, das Wesen des Satzes zu erklären« (zit. nach Norman Malcolm: Ludwig Wittgenstein. Ein Erinnerungsbuch. Mit einer biographischen Skizze von Georg Henrik von Wright. München - Wien o.J., S. 14), kam aber in seiner ersten Periode (Wittgenstein I) zu anderen Ergebnissen als in seiner späteren Zeit (Wittgenstein II).
- 11) Wittgenstein ist in Wien geboren und lebte bis 1929 in Österreich; Bühler, der in der Nähe von Heidelberg geboren ist, erhielt 1922 einen Ruf an die Wiener Universität. (Zur Biographie Böhlers vgl. Gustav Lebzelter: Karl Bühler — Leben und Werk. In: Bühler: Uhren, S. 7-70). Toulmin's Bemerkung (Stephen Toulmin: Brain and Language. A commentary. In: Synthese 22, 1971, S. 369-395, hier S. 385), Bühler komme von »a similar background to Wittgenstein, in the Viennese neo-Kantianism of the early 1900's«, ist höchstens im übertragenen Sinn richtig. Toulmin's Forderung in bezug auf Wittgenstein's geistige Biographie, »Übersehen Sie die Bühlers nicht!« (Stephen Toulmin: Der Metaphysiker Wittgenstein. II. Teil. In: Neues Forum 198/1, 1970, S. 699-703, hier S. 703), brachte mich auf den Gedanken, Parallelen im Werk von Bühler und Wittgenstein zu suchen. Toulmin (ebd.) über das Verhältnis zwischen Wittgenstein und Bühler: »In einem Gespräch hat Professor Theodore Mischel von der Colgate-Universität die Bedeutung von Karl Böhlers Werk für das Verständnis des späten Wittgenstein bestätigt. Die ganze Kontroverse, in die die Psychologen der Würzburger Schule über 'bildlose Gedanken' vor und nach dem Ersten Weltkrieg verwickelt waren, veranlaßte Bühler, sich genau auf diese Gedanken zu konzentrieren — die Sprache als Träger der Absichtlichkeit, womit er das Bewußtsein von Regeln, an Stelle von Bildern, meint —, eine Theorie, die Wittgenstein später so vortrefflich in der Philosophie angewendet hat.«
- 12) Vgl. Paul Engelmann: Ludwig Wittgenstein. Briefe und Begegnungen. Hrsg. v. B. F. McGuinness. Wien - München 1970, S. 96 f.
- 13) Vgl. die Nachweise bei Garth Hallett: A Companion to Wittgenstein's »Philosophical Investigations«. Ithaca - London 1977.
- 14) Kaplan, zit. nach Hallett (Anm. 13), S. 762. Mit dem Verdacht auf Scharlatanerie war Wittgenstein offenbar sehr rasch zur Hand, vgl. Engelmann (Anm. 12), S. 36, mit Bezug auf Ludwig v. Ficker.
- 15) David Pears: Ludwig Wittgenstein. München 1971 (= dtv 780), S. 189.
- 16) Vgl. Bühler: Krise, S. 29 ff.; Bühler: Axiomatik, bzw. Bühler: Sprachtheorie, S. 12 ff., und Bühler: Hauptsatz. Vgl. auch Bühler: Strukturmodell, S. 9: »man muß mehrmals ausholen«, und mit Bezug auf den Wortbegriff ebd. S. 6: »Der Königsweg zu einer 'Wesensformel' ist aussichtslos.«
- 17) Zum Status der Axiome vgl. Elisabeth Ströker: Einleitung. In: Bühler: Axiomatik, S. 21: »[Die Axiome Böhlers] bieten daher ihrem Inhalt nach gar nichts Neues und Unerhörtes. Sie erscheinen im Gegenteil — wie die meisten unausgesprochenen Voraussetzungen unseres Denkens und Sprechens — als Selbstverständlichkeiten [...].« Vgl. auch Wolfgang Mentrup: Überlegungen zur lexikographischen Beschreibung schwerer Wörter (Manus., erscheint vorauss. 1984), S. 1 ff., der eine Rekonstruktion der Böhlerschen Axiome vorlegt.
- 18) Vgl. Toulmin (Anm. 11), S. 385 f.
- 19) Im Sinne von »Pragmatik als Sprechhandlungstheorie« (Brigitte Schlieben-Lange: Linguistische Pragmatik. Stuttgart usw. 1975 [= Urban TB 198], S. 10), nicht »Pragmatik als Zeichenverwendungstheorie«.
- 20) Zum Begriff vgl. Wittgenstein: PU I, § 36, § 689; BLB, S. 18 f. Vgl. auch Bühler: Zukunft, S. 7.
- 21) Ryle (Anm. 1), S. 13: »Dogma vom Gespenst in der Maschine.«
- 22) Aleksej A. Leont'ev: Psychologie des sprachlichen Verkehrs. Weinheim - Basel 1982 (= Pragmalinguistik 27), S. 22. Statt 'psychischer' könnte es im Zitat von Leont'ev auch heißen 'geistiger' Funktionen.
- 23) Vgl. Wolfgang Stegmüller: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung. Bd. I. Stuttgart³ 1975 (= Kröners Taschenausgabe 308), S. 641. Wittgenstein bekämpft allerdings noch weitere Quellen des Irrtums, etwa die Neigung zur Analogie (vgl. BLB, S. 23, BRB, S. 156 und PU I, § 90), die ich hier zusammen mit seiner Kritik am Essentialismus und dem Streben nach Allgemeinheit berücksichtigt.
- 24) Peter Frederick Strawson: Kritische Notiz zu einigen Begriffen in Wittgenstein's Philosophie. In: Über Ludwig Wittgenstein. Frankfurt² 1969 (= edition suhrkamp 252), S. 52-105, hier S. 91.

- 25) Stegmüller (Anm. 23), S. 641.
- 26) Vgl. auch WWK, S. 108: »'Dieser Satz hat einen Sinn' ist eine unglückliche Redewendung. 'Dieser Satz hat einen Sinn', das klingt so wie: 'Dieser Mensch hat einen Hut.'« Vgl. auch PG, S. 51: »Auf die Aussage 'dieser Satz hat Sinn' kann man nicht wesentlich fragen: 'welchen?' Wie man auch auf den Satz 'diese Zusammenstellung von Worten ist ein Satz' nicht fragen kann: 'welcher?'«.
- 27) Für Liebhaber biographischer Fakten: Wittgenstein war selbst zunächst Anhänger des Essentialismus — »He said [...] that he had himself been 'mised' by the expression 'sense' [...]«, Moore, zit. nach Hallett (Anm. 13), S. 513 — und Vertreter der Repräsentationstheorie, vgl. TLP 2.222. Er wußte, warum er von Verhexung des Verstandes sprach.
- 28) Vgl. Wittgenstein: PU I, §464: »Was ich lehren will, ist: von einem nicht offenkundigen Unsinn zu einem offenkundigen übergehen.«
- 29) Vgl. Eugen Seidel: Geschichte und Kritik der wichtigsten Satzdefinitionen. Jena 1935 (= Jenaer Germanistische Forschungen 27), S. 35.
- 30) Strawson (Anm. 24), S. 91.
- 31) Vgl. Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt 1981, Bd. 1, S. 397 ff.
- 32) Zur Rolle dieser Begriffe bei der 'Wesensbestimmung' des Satzes vgl. Hanspeter Ortner: Karl Bühlers Stellung in der Ellipsenforschung. In: Ztschr. für germanistische Linguistik 11, 1983, S. 149-165, hier S. 152 ff.
- 33) Hans Hörmann: Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Frankfurt 1978 (= suhrkamp tb wissenschaft 230), S. 248. Vgl. auch José Ferrater Mora: Wittgenstein oder die Destruktion. In: Ludwig Wittgenstein/Schriften. Beiheft 1. Frankfurt² 1972, S. 22: »ein Genie der Desintegration, der Destruktion, des Bruches.« Dieser Einschätzung schloß sich Ficker nicht an, vgl. Ludwig v. Ficker: Denktzettel und Danksagungen. Aufsätze. Reden. Hrsg. v. Franz Seyr. München 1967, S. 221. Die Kennzeichnung Hörmanns wird dem tatsächlichen Verdienst Wittgensteins gerechter.
- 34) 'Übertragung' legt hier die Vorstellung von Übertragung eines (abstrakten, den Zeichen externen) Sinns nahe. Diese Gefahr muß im Auge behalten werden.
- 35) Anthony Kenny: Wittgenstein. Frankfurt 1974 (= suhrkamp tb wissenschaft 69), S. 167.
- 36) Vgl. Anm. 34.
- 37) Diese Seite — Verstehen als Erfahrung — wurde hier ausgeblendet, vgl. dazu Hallett (Anm. 13), S. 531 ff.; vgl. auch Wittgensteins Bemerkung über das Verstehen eines Satzes, das sich darin äußert, daß man einen Zusammenhang für ihn findet (PU I, §525).
- 38) »Die Sprache ist für uns ein Kalkül; sie ist durch die *Sprachhandlungen* charakterisiert« (PG, S. 193).
- 39) Vgl. auch die Analogie mit der »einzelnen Kulisse, die von der Aufführung eines Theaterstücks allein in einem Zimmer stehengeblieben ist. Sie hatte Leben nur im Stück.« (Z, §238). Ebenso wie der Satz nur Leben hat in der Sprache.
- 40) Habermas (Anm. 31), S. 400.
- 41) ebd., S. 401.
- 42) ebd., S. 403.
- 43) ebd.
- 44) Die interne Gliederung dieses Abschnitts folgt in ihrer Systematik der von Kap. 2.; d.h. 3.1. beschreibt Bühlers Kritik am Essentialismus, 3.2. Bühlers Kritik am »Streben nach Allgemeinheit« und 3.3. Bühlers Kritik an der »Ohne-Umgebung-Doktrin«, 3.4. ist dann ein Resümee von Bühlers Sinnauffassung.
- 45) Vgl. »Man kann sagen: Der Sinn des Satzes ist sein Zweck.« (Wittgenstein: PB, S. 59; vgl. auch ebd, S. 63 u. 77 f.).
- 46) Bühlers Kommentar dazu: über die Zweckmäßigkeit dieses Kriteriums lasse sich streiten (Sprachverständnis, S. 115); 1927 jedoch bekennt er sich auch zu dieser Auffassung, vgl. im Text weiter unten.
- 47) Daß nach Bühler auch nicht gilt 'Sinn = Erlebnis', zeigt sich in seiner später in »Krise der Psychologie« erhobenen Forderung, »den Begriff des Verstehens dem Alleinbesitz des Erlebnisaspektes zu entwinden« (S. 129).
- 48) Vgl. auch Symbolik, S. 408, wo Bühler den Bereich der inneren Anschauung als »sekundäres Darstellungsfeld« bezeichnet, dessen Elemente beim Sprachgebrauch aktiviert werden können, aber nicht müssen.
- 49) Vgl. dazu Ortner (Anm. 32).
- 50) Zum Begriff 'Situation' vgl. Sprachverständnis, S. 104, Anm. 1: »Der Begriff Situation soll so weit genommen werden, daß er alle objektiven Zusammenhänge, in denen eine Rede stehen kann, umfaßt.«
- 51) Vgl. Malcolm (Anm. 10), S. 46 ff.

- 52) Vgl. Friedrich Kainz: Geleitwort. In: Bühler: Sprachtheorie, S. V - XIX, hier S. VIII.
- 53) ebd., S. X.
- 54) Man vergleiche nur die Frequenz des Begriffs 'Steuerung' in »Sprachtheorie« und »Krise«.
- 55) Mit »Sprache« meinte Bühler allerdings nie eine Nationalsprache, eine Muttersprache! Vgl. auch die stark an Mead erinnernden Überlegungen zur Konstitution eines Ich und eines Du (vgl. Krise, S. 43).
- 56) Vgl. Krise, S. 43.
- 57) Siegfried J. Schmidt: Texttheorie. München 1973 (= Uni TB 202), S. 13 ff.
- 58) Dieses Buch ist Fragment geblieben.
- 59) Ströker (Anm. 17), S. 22: »Die Wiederentdeckung des *Sprechpartners* ist Bühlers besonderes Verdienst für die Sprachtheorie.«
- 60) Über Bühlers Auffassung der aus dem Gemeinschaftsleben erwachsenen und das Gemeinschaftsleben organisierenden und erhaltenden Steuerungssysteme, zu denen auch die Sprache gehört, vgl. Krise, S. 29 ff., ferner Hubert Rohrer: Geleitwort. In: Bühler: Krise, S. VII - VIII, hier S. VII, sowie Ungeheuer (Anm. 3), S. 175 f.
- 61) Sprachtheorie, S. 154 ff.
- 62) Habermas (Anm. 31), S. 375.
- 63) Trotz Bühlers (und Wittgensteins) Attacken gegen die Husserlsche Konzeption sind Sprach- und Denkmodelle, in denen »die Subjekte [...] zwar mit einem vollständigen Bewusstseinsleben ausgestattet, aber aller intersubjektiven Beziehungen beraubt sind«, auch heute noch im wissenschaftlichen Verkehr (Jürgen Habermas: Sprachspiel, Intention und Bedeutung. Zu Motiven bei Sellars und Wittgenstein. In: Sprachanalyse und Soziologie. Die sozialwissenschaftliche Relevanz von Wittgensteins Sprachphilosophie. Hrsg. v. Rolf Wiggershaus. Frankfurt 1975 [= suhrkamp tb wissenschaft 123], S. 319-340, hier S. 322). Vgl. Habermas' Kritik an Sellars (ebd., S. 319 ff.). Ähnlich wie Bühler das Husserlsche Subjekt wiederholt als »Diogenes im Faß« bezeichnet, spricht Habermas in bezug auf das Sellarsche Subjekt von einem »theoretisch einfallreichen Robinson« (ebd., S. 323).
- 64) Zur Semantik gehört nach Bühler nur, »was als Zeichen das [...] Verhalten nachweisbar beeinflusst« (Krise, S. 129).
- 65) Vgl. Jürgen Trabant: Vom Sinn. In: Sprachtheorie. Hrsg. v. Brigitte Schlieben-Lange. Hamburg 1975 (= Kritische Wissenschaft), S. 277-285, hier S. 279. Vgl. auch: »Sinn ist die Entwicklung einer objektiv gegebenen Beziehung zwischen bestimmten Phasen der gesellschaftlichen Handlung; er ist nicht ein psychisches Anhängsel zu dieser Handlung und keine 'Idee' im traditionellen Sinne.« (Mead, zit. nach Habermas, Anm. 31, Bd. 2, S. 19).
- 66) Mead, zit. nach Habermas (Anm. 31), Bd. 2, S. 21.
- 67) Bühler hat diese Zeichenauffassung allerdings nicht so radikal wie Wittgenstein vertreten. Einerseits war er stolz darauf, bei der Rekonstruktion der Bedingungen, die die Semantik ermöglichen, ohne »erlebnispsychologische Subkonstruktionen« durchzukommen (s.o.), andererseits sieht er es als gegeben an, daß der sprechende Mensch an »Vorstellungen und Begriffe seines Hörers« appelliert (Krise, S. 41).
- 68) Bühler spricht immer wieder von 'sympraktisch freien', d.h. situationsungebunden verstehbaren Sätzen, vgl. z.B. Sprachtheorie, S. 378.
- 69) Aleksej A. Leont'ev: Psycholinguistische Einheiten und die Erzeugung sprachlicher Äußerungen. München 1975, S. 187. 'Bewußtsein' verstehe ich in dieser Definition eher als 'Wissen' oder 'Disposition'.
- 70) Vgl. auch Eugenio Coseriu: Semantik und Grammatik. In: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch 1971. Düsseldorf 1972 (= Sprache der Gegenwart XX), S. 82.
- 71) MacNamara, zit. nach Hans Hörmann: Einführung in die Psycholinguistik. Darmstadt 1981 (= Die Psychologie), S. 29.
- 72) Im abschließenden Kapitel ist nicht die Rede davon, was Bühler und Wittgenstein unterscheidet. Auch darüber wäre eine Arbeit möglich.
- 73) Vgl. Charles W. Morris: Einleitung. George H. Mead als Sozialpsychologe und Sozialphilosoph. In: G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Hrsg. v. C.W. Morris. Frankfurt 1973 (= suhrkamp tb wissenschaft 28), S. 13-38, hier S. 13.
- 74) Vgl. Bühler: Krise, S. IX.
- 75) Vgl. Bühler: Krise, S. IX f. Zu Wittgenstein vgl. auch Georg Henrik von Wright: Wittgenstein und seine Zeit. In: Ludwig Wittgenstein/Schriften, Beiheft 3. Frankfurt 1979, S. 103-114, hier S. 106.

Sieglinde Klettenhammer:

Die Nicht-Rezeption Georg Trakls in den Zeitschriften »Der Sturm« und »Die Aktion«

»In Salzburg geboren, in Krakau gestorben — dazwischen liegt das alte Oesterreich. Einige in Wien und Innsbruck und Berlin kannten ihn. Wenige wissen, wer er war; wenige wissen um sein Werk: daß keiner in Oesterreich je schönere Verse schrieb als Georg Trakl.«¹⁾

Mit diesen Worten schließt Albert Ehrenstein seinen Nekrolog auf Georg Trakl in der Budapestener Zeitung »Pester Lloyd« vom 17. November 1914, unmittelbar nachdem der Tod des Dichters bekannt geworden ist.²⁾ Tatsächlich wurden bis November 1914 nur wenige und zwar ausschließlich frühe Gedichte Trakls in auflagenstarken österreichischen Tageszeitungen³⁾ oder bewährten Wiener Kulturzeitschriften⁴⁾ veröffentlicht. Zwei kurze Besprechungen der expressionistischen Literaten Otto Pick und Walter Hasenclever vom 21.9.1913 bzw. vom 4.1.1914 im angesehenen linksliberalen »Berliner Börsen-Courier«, dem der Aktivist Kurt Hiller Aufgeschlossenheit in Fragen der Kunst bescheinigt und den er als »einen Hort echter alter Liberalität und Urbanität«⁵⁾ bezeichnet, machen im Deutschen Reich auf Trakls Lyrikband »Gedichte« — erschienen im Sommer 1913 im Kurt Wolff Verlag (Leipzig) in der Reihe »Der jüngste Tag« (Nr. 7/8) — aufmerksam. Gelegentliche Publikationen in den expressionistischen Zeitschriften »Der Ruf« (Wien), »Zeit-Echo« (München/später Bern) und »Phoebus« (München), der Abdruck einiger seiner Gedichte in der Wiener Lyrik-Anthologie »Die Pforte« und die Veröffentlichung eines Großteils seines dichterischen Werkes im »Brenner«⁶⁾ machten Trakl wohl in einer »kleinen Gruppe elitärer Jugendlicher«⁷⁾ bekannt, größere Breitenwirkung blieb ihm aber, mehr noch als Ernst Blass, Iwan Goll, Georg Heym, Jakob van Hoddis, Alfred Lichtenstein, Else Lasker-Schüler oder August Stramm, zu Lebzeiten versagt. Letztere standen zwar auch am Rand des offiziellen Literaturbetriebes und wurden allseits angefeindet,⁸⁾ doch fanden sie im Gegensatz zu Georg Trakl in den bedeutendsten Zeitschriften des Expressionismus, im »Sturm« — der Berliner »Halbmonatsschrift für Kultur und die Künste« — und in der »Aktion« — der Berliner »Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst« — ein wichtiges Diskussions- und Publikationsforum, das maßgeblich mithalf, sie aus ihrer Isolation herauszuführen. Diese einflußreichen Berliner Zeitschriften, die entscheidend zur breiteren Rezeption der modernen Kunst und Literatur beigetragen haben, schweigen zu Georg Trakl. In ihrem Anzeigenteil wird weder das Erscheinen seiner »Gedichte« (1913) angekündigt noch wird dieser sein erster Lyrikband rezensiert. Selbst nach seinem tragischen Tod erachtet man es nicht für notwendig, ihm einen Nachruf zu widmen, wie im Fall August Stramm, Isidor Quartner, Ernst Stadler oder Alfred Lichtenstein.⁹⁾ Für Literaturhistoriker Beweis genug, um festzustellen, Trakl habe sich bewußt von allem hektischen 'expressionistischen' Literaturgeschehen, wie es sich z.B. in Berlin im 'Café des Westens' abspielte,¹⁰⁾ ferngehalten, und sein dichterisches Werk lasse sich letztendlich deshalb auch nicht auf eine »Stilrichtung seiner Zeit festlegen«.¹¹⁾

Im folgenden möchte ich anhand von bisher nicht bekannten Briefdokumenten aufzeigen, daß die Ursachen für das Schweigen des »Sturm« und der »Aktion« zu Georg Trakl wesentlich vielschichtiger sind und sich nicht auf die Behauptung, das Signalgefüge¹²⁾ seiner Gedichte habe die Decodierungskompetenz der zeitgenössischen 'expressionistischen' Leser überschritten, reduzieren lassen. Im Rahmen eines Aufsatzes ist es verständlicherweise schon aus der Fülle an Material, die »Der Sturm« und »Die Aktion« anbieten, unmöglich, eine umfassende Darstellung aller weltanschaulichen, künstlerischen und poetischen Strömungen in diesen Zeitschriften zu liefern. Ziel meiner Überlegungen kann daher auch nicht eine exakte Rekonstruktion des Verhältnisses von Text und Kontext sein, son-

dern es soll vielmehr am Beispiel Trakl gezeigt werden, wie personelle Beziehungen zwischen den Herausgebern und Mitarbeitern, also das 'personelle Umfeld' von Distributionsorganen, zusätzlich zum ideologischen und ästhetischen Kontext die Rezeption eines Dichters zu steuern vermögen.

1. Die Beziehungen »Brenner« — »Sturm« als Rezeptionsfaktoren

In einem Brief vom 5. Oktober 1912 schildert der »Brenner«-Mitarbeiter und »Sturm«-Beiträger Hermann Wagner¹³⁾ Ludwig von Ficker sein Lektüreerlebnis mit Georg Trakls Gedicht »Psalm«, erschienen im »Brenner«-Heft vom 1. Oktober 1912:

»In der neuen Brenner-Nummer steht ein Gedicht von Georg Trakl, das ich zu den allerbesten rechne, die ich je gelesen habe. Ich kann mir denken, daß ein großer Künstler, um Ähnliches mit gleicher visionärer, heißer Kraft auszudrücken und zu gestalten, ein *ganzes Buch* braucht! Wer ist Georg Trakl?

Gestern abends kam ich nach Daubitz zu Schweynert. Die ersten Worte: 'Hast Du im Brenner das unglaublich blöde Gedicht gelesen?' (oder so ähnlich) Und eine Menge plattester Einwände. Liebster Freund, ich war still. Ich hatte keine Worte! Aber das Herz hat mir sehr weh getan, mir ist heute noch ganz bang! Es ist doch etwas Furchtbares, einen Freund, dem man einmal mit offenem Herzen entgegengegangen ist, sich *so* entgleiten zu sehen!¹⁴⁾

Befremdet nimmt Hermann Wagner das abfällige Urteil Schweynerts (alias Peter Scher), der dem Kreis um Herwarth Walden nahestand,¹⁵⁾ zur Kenntnis. Ein Rezeptionsdokument also, das das Schweigen des »Sturm« über den Lyriker Georg Trakl erklären könnte? Es wäre zu einfach, wollte man allein diese negative Stellungnahme Schweynerts, der im »Sturm« nur sporadisch mit Beiträgen vertreten ist, als stichhaltigen Beweis für die Nicht-Rezeption Trakls in dieser expressionistischen Zeitschrift ansehen, da doch so verschiedene und mit Georg Trakl befreundete Autoren wie Karl Borromäus Heinrich, Albert Ehrenstein (er stand von 1913 bis 1916 mit Herwarth Walden im Briefwechsel¹⁶⁾) oder Elise Lasker-Schüler sowohl als Beiträger des »Sturm« als auch des »Brenner« aufscheinen.¹⁷⁾ Daß es sich hierbei nicht um eine zufällige Übereinstimmung der Mitarbeiter handelt, belegen mehrere Zeugnisse aus dem Briefwechsel Ludwig von Fickers.

Ludwig von Ficker bemühte sich schon bald nach dem Erscheinen der ersten »Brenner«-Nummer im Juni 1910, Kontakte zu anderen 'Außenseitern' des offiziellen Kulturbetriebes zu knüpfen. Die Beziehungen zu den verschiedenen Künstler- und Literatenkreisen außerhalb Tirols sollten die Gefahr einer einseitigen, provinziellen Ausrichtung der neugegründeten Zeitschrift verhindern und möglichst vielen Künstlern, die neue Wege suchten, ein adäquates Publikationsforum bieten. So stand Ludwig von Ficker u.a. mit Robert Müller, dem Wiener Aktivisten und Mitherausgeber der kurzlebigen frühexpressionistischen Zeitschrift »Der Ruf«, die zu einem Sprachrohr der Wiener Avantgarde wurde, in Verbindung. Durch Anzeigen im »Ruf« und durch beiliegende Prospekte beabsichtigte Müller, den »Brenner« in den fortschrittlichen Künstlerkreisen Wiens einzuführen.¹⁸⁾ Er nahm das Angebot »einer ständigen Mitarbeiterschaft«¹⁹⁾ am »Brenner« begeistert an und empfahl Ludwig von Ficker neben Arbeiten von Heinrich Nowak und Paris von Gütersloh auch Georg Trakls »Vorstadt im Föhn« 1912 zur Veröffentlichung.²⁰⁾

Offensichtlich hat Ludwig von Ficker auch Herwarth Walden, der in seiner Zeitschrift »Der Sturm« unerschrocken und allen Angriffen zum Trotz für die Anerkennung der modernen Kunst kämpfte, ein Probeexemplar des »Brenner« geschickt, denn Walden antwortet ihm in einem Brief vom 2.7.1910:

»Die mir vorgelegte Nummer Ihrer Zeitschrift hat mir einen so günstigen Eindruck gemacht, daß ich Ihnen hiermit die Erlaubnis zum Nachdruck des Beitrags von Rudolf Kurtz 'Offener Brief an Karl May' gebe. Als Bedingung stelle ich nur genaue Quellenangabe und Zusendung von 2 Belegexemplaren. Vielleicht lassen Sie mir gelegentlich wieder einmal eine Nummer Ihrer Zeitschrift zugehen.

Vermutlich entwickelte sich auch aus diesem ersten Kontakt mit Herwarth Walden und dem »Sturm«-Beiträger Hermann Wagner der rege Briefwechsel Fickers mit dem »Sturm«-

Mitarbeiter Fritz Schweynert, der unter den Pseudonymen Peter Scher und Quintus Fixlein veröffentlichte. Schweynert bot in der Folge dem Herausgeber des »Brenner« nicht nur eigene Arbeiten zum Abdruck an, sondern machte Ludwig von Ficker auf Peter Hille, Else Lasker-Schüler und Paul Scheerbart aufmerksam, die im »Sturm« bereits Anerkennung gefunden hatten, und sandte ihm ihre Werke zur Veröffentlichung.²¹⁾

Die wohlwollende Aufnahme des »Brenner« durch Herwarth Walden und seinen Kreis mag Ludwig von Ficker bewogen haben, über Schweynert Gedichte von Hugo Neugebauer — einem der repräsentativsten Lyriker des frühen »Brenner« — an die Redaktion des »Sturm« zu schicken. Eine Veröffentlichung im »Sturm« sollte das dichterische Werk Neugebauers einem größeren, überregionalen Leserkreis zugänglich machen. Herwarth Walden lehnte jedoch ihre Publikation in seiner Zeitschrift ab, wobei er seine Entscheidung in einem Brief an Scher vom 1.3.1911 wie folgt begründet:

»Anbei die Wupper zurück. Ebenso die Gedichte und den Brief. Der Autor ist nicht unbegabt, ich würde gern einmal Prosa von ihm lesen. Die Gedichte als solches belanglos. 'Reflexionslyrik' Was gehen den Herrn eigentlich die alten Griechen an? Das Beste ist 'Oliven'. Aber auch zu sehr gedacht, ohne lyrischen impetus.«

Die Einwände Herwarth Waldens gegen die Lyrik Neugebauers, die durch ihre Bildwahl und ihre antikisierenden Versformen »zuweilen beinahe klassisches Gepräge«²²⁾ erhält, erklären sich rückblickend aus der vor allem nach 1914 unter dem Eindruck der Dichtungen von August Stramm im »Sturm« entwickelten 'Wortkunst'-Theorie. Herwarth Walden und die »Sturm«-Theoretiker Lothar Schreyer und Rudolf Blümner hielten es für sinnwidrig, Gedichte nach den Regeln der traditionellen Poetik zu bauen, da jedes Kunstwerk, auch die Dichtung, aus einer einzigartigen, persönlichen Erfahrung hervorgehe und daher nicht in überkommenen 'Füllseln' dargestellt werden könne, sondern individuellste Gestaltung fordere. Die »vorexpressionistische Dichtung«²³⁾ erwecke im Leser wohl Assoziationen und Stimmungen, sie sei aber unfähig, ihm nur durch die evokative Kraft des Wortes und durch den Zusammenklang des inneren und äußeren Rhythmus eine geistige Aussage, die unabhängig von seiner Erfahrungswelt ist, zu vermitteln.²⁴⁾ Wenngleich man also in ästhetischen Fragen verschiedene Positionen vertrat, glaubte man doch, die Zeitschriften mit derselben kulturpolitischen Intention gegründet zu haben. So sah Schweynert, wie der folgende Brief dokumentiert, das gemeinsame Anliegen von »Sturm« und »Brenner« im kompromißlosen Auftreten gegen den offiziellen bürgerlichen Kulturbetrieb:

»Es tut mir sehr leid — oder richtiger gesagt: es ärgert mich — daß auch Sie so sehr zu kämpfen haben gegen die Dummheit der Fettbürger und nicht zuletzt der Journaille (wie Kraus sagt.) Aber dagegen ist nicht anzukommen und wenn es für Sie einen Trost bedeuten könnte, so wäre ich in der Lage, Ihnen erstaunliche Dinge zu erzählen von der Borniertheit des Intelligenzviehs, mit der sich in der Reichshauptstadt Berlin z.B. ein Mann wie Herwarth Walden herumzuschlagen hat. Das ist nun einmal nicht anders und gehört von vorneherein mit dazu.«²⁵⁾

Daß man in Berlin im »Brenner« zunächst eine geistesverwandte Zeitschrift im Kampf gegen ein erstarrtes Kulturleben zu erkennen vermeinte, bestätigt eindrucksvoll ein weiterer Brief Schweynerts vom 23.6.1911 an Ludwig von Ficker. Schweynert schlägt darin dem Herausgeber des »Brenner« die Veröffentlichung eines Kokoschka-Bildes vor, das »alte Damen nach Kölnischem Wasser verlangen und junge 'Kritiker' tobsüchtig« werden läßt. Oskar Kokoschka hatte im 1. Jahrgang des »Sturm« 1910 sein für die expressionistische Generation richtungweisendes Drama »Mörder, Hoffnung der Frauen«, bei dessen Uraufführung im Rahmen der 'Kunstschau' es im Sommer 1909 in Wien zu Tumulten gekommen sein soll,²⁶⁾ zusammen mit ebenso provokanten Illustrationen veröffentlicht. Höhe- und zugleich auch Schlußpunkt der Beziehungen des »Brenner« zur Berliner Zeitschrift »Der Sturm« ist das Jahr 1912. Im Frühjahr 1912 schickte Carl Dallago auf Anraten Fickers seinen Essay »Karl Kraus/Der Mensch« an die Redaktion des »Sturm« und teilt in einem Brief vom 21.6.1912 Ficker seine Zustimmung zur Wahl dieses Publikationsortes mit:

»Für Deine Nachrichten herzlichen Dank! ich habe sehr darauf gewartet. Dem 'Sturm' sandte ich die Hefte zum Abdruck, auf Deinen Rat hin und da es mir auch recht ist. Die Korrektur machte ich etwas eilig; ich wartete stets auf Bescheid von Dir bezüglich Druck der Broschüre Karl Kraus.«

Herwarth Walden publizierte den »Kraus«-Aufsatz von Dallago in zwei Folgen in den »Sturm«-Heften 115/16 und 117/18 von Juni und Juli 1912. Mit dem Namen Karl Kraus ist auch das Stichwort gefallen, das erklärt, warum sich Ludwig von Ficker bis 1912 wohl immer wieder bemühte, Kontakt zu Herwarth Walden zu suchen, hingegen mit Franz Pfemfert, dem Herausgeber der »Aktion«, dem Berliner Pendant zum »Sturm«, nicht in Verbindung trat. Karl Kraus, der bereits in den ersten »Brenner«-Heften als »Fassadenzertrümmerer«, »Störer und Zerstörer der bürgerlich-liberalen Welt«²⁷⁾ vorgestellt wurde und ob seiner aufklärerischen Arbeit und ethischen Haltung im »Brenner«-Kreis bedingungslose Verehrung genoß, hatte Herwarth Walden im August 1909 die Leitung des »Berliner Bureau« der »Fackel« übertragen. Durch Gratisverteilungen, Auslagen in Buchhandlungen und Kaffeehäusern und durch Straßen- und Bahnverkaufe versuchte Walden »Die Fackel« in Berlin bekannt zu machen und für eine größere Verbreitung dieses — wie er sich in einem Brief an Karl Kraus ausdrückte — »vorzüglichen Blattes«²⁸⁾ zu sorgen.²⁹⁾ Als Herwarth Walden am 1.3.1910 mit dem ersten Heft einer eigenen Zeitschrift — dem »Sturm« — an die Öffentlichkeit trat, und Karl Kraus im 1. Jahrgang des »Sturm« gleich mit mehreren Beiträgen vertreten war, zweifelte man nicht mehr an einer engeren Verbindung von »Sturm« und »Fackel«, und Karl Kraus »galt« allgemein als »Protector der neuen Zeitschrift«.³⁰⁾ Aus der Kraus-Verehrung des »Brenner«-Kreises wird es verständlich, daß Ludwig von Ficker deshalb bestrebt war, Kontakt mit dem »Sturm« aufzunehmen, mit einer Zeitschrift, die nicht nur für Kraus eintrat und sein Schaffen würdigte, sondern überdies als eine der wenigen literarischen Unternehmungen der Zeit von Kraus selbst offensichtlich unterstützt wurde. Daß Karl Kraus gleichsam als Achse in den Beziehungen zwischen »Brenner« und »Sturm« fungierte, beweist nicht nur die Tatsache, daß einem »Brenner«-Mitarbeiter gerade mit einem Aufsatz über Karl Kraus der Durchbruch im »Sturm« gelang, sondern auch die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen den beiden Zeitschriften.

Gegen Ende des Jahres 1911 begann sich das Verhältnis Kraus—Walden zunehmend zu verschlechtern. Die Verstimmung zwischen den Herausgebern der »Fackel« und des »Sturm« klingt deutlich Ende 1911 im Briefwechsel Karl Kraus—Albert Ehrenstein an. Albert Ehrenstein, seit Herbst 1911 fieberhaft bemüht, im Berliner Literaturbetrieb Fuß zu fassen, schreibt am 27.12.1911, hin- und hergerissen zwischen Distanz und Nähe zu den literarischen Kreisen der Reichshauptstadt,³¹⁾ an Kraus:

»[. . .] mein Mißtrauen gegen Walden und seinen Kreis, gegen diese hämische und nur freundlich tuende Gesellschaft ist leider allzuberechtigt. Und ich höre täglich [. . .] Worte der Verwunderung darüber, daß Sie Walden und die anderen Waldenmenschen mit Ihrem Namen und Ihrer Beachtung wuchern lassen. [. . .] Ihr Filialleiter hätte doch [. . .] die Aufgabe, [. . .] Ihr Bild nicht durch sein Betasten zu profanieren.«³²⁾

Bereits am 29.12.1911 antwortet ihm Karl Kraus:

»In manchem Punkt scheinen Sie mir recht zu haben. Ich habe mich in der letzten Zeit oft über den St. ärgern müssen; denn *ich* hatte Grund, unter mißverständlichen Literaten zu leiden. Aber ich habe auch allen Grund, W.s menschliche Zeitung anzuerkennen [. . .] Aber ich [. . .] denke, daß unter den Opfern, die man der Kunst bringt, diese selbst nicht sein darf. Das habe ich W. in den letzten Monaten oft und eindringlich gesagt [. . .] ich bitte Sie darum, mit niemand in Berlin darüber zu sprechen. Meine Ansicht würde im Lauf vergrößert, und W. steht mir doch noch über den vielen, die sich darüber freuen könnten. Sie aber, lieber Dr. Ehrenstein, und eh ich dazu komme, müßte ich Ihnen im Gefühl recht geben — thun W. Unrecht.«³³⁾

Trotz dieser Relativierung der Einwände gegen Walden führt Kraus ab 1912 im Umschlag der »Fackel« nicht mehr das »Berliner Bureau« an, und im Annoncenenteil wird statt des »Sturm« die Innsbrucker »Halbmonatsschrift für Kunst und Kultur« — »Der Brenner« — angezeigt.³⁴⁾ Den endgültigen Bruch zwischen Kraus und Walden signalisiert die öffentliche Stellungnahme Karl Kraus' zu den kulturpolitischen Aktivitäten Waldens in der »Fackel«-Nummer 351/53 vom 11. Juni 1912. Hatte Kraus im Brief an Ehrenstein bereits

angedeutet, daß er die künstlerischen und literarischen Unternehmungen des »Sturm«-Herausgebers mit Skepsis verfolge, so sah er sich nach dem Abdruck 'Futuristischer Manifeste' im »Sturm« umso mehr genötigt, sich von den »Berliner literaturpolitischen Bestrebungen«, von »Futuristen, Neopathetikern« und »Neoklassizisten«³⁵⁾ abzugrenzen. Erfolglos versuchte sich Herwarth Walden in einer Erwiderung zu rechtfertigen und nochmals die Gunst Kraus' zu gewinnen.³⁶⁾ Inzwischen hatten sich die Verbindungen der »Fackel« zum »Brenner« gefestigt, »Der Brenner« hatte den »Sturm« verdrängt. Ab Dezember 1912 zeigt dann auch Walden im »Sturm« in der Rubrik »Zeitschriften« »Die Fackel« nicht mehr an.³⁷⁾

Die Ablehnung des »Sturm« durch Karl Kraus, sein negatives Urteil über den Berliner Literaturbetrieb insgesamt und die Konsolidierung der Beziehungen zwischen dem »Brenner« und der »Fackel« waren sicherlich ausschlaggebend dafür, daß Ludwig von Ficker — wenn auch die Veröffentlichung des Dallago-Aufsatzes im »Sturm« von der »Brenner«-Redaktion als Erfolg gewertet werden konnte — die Kontakte zu Herwarth Walden ab Juni 1912 nicht weiter intensivierte und in der Folge überhaupt abbrechen ließ. Damit schied »Der Sturm« auch als Publikationsmöglichkeit für Georg Trakl aus. Die wichtige Rolle, die die Instanz Kraus in der zeitgenössischen Trakl-Rezeption spielte, unterstreicht etwa auch die Polemik um die Trakl-Veröffentlichungen in der von Robert Müller vorbereiteten Wiener Lyrik-Anthologie »Die Pforte«. Offensichtlich von Karl Kraus beeinflusst, kündigte Trakl zum einen im Sommer 1913 seine Mitarbeit am »Ruf« auf und versuchte zum anderen von den geplanten Gedicht-Veröffentlichungen in der »Pforte« Abstand zu nehmen.³⁸⁾ Verärgert schreibt Robert Müller zu diesem Vorfall an den Mitherausgeber des »Ruf«, Erhard Buschbeck:

»Ullmann hat mir erzählt, daß Trakl plötzlich Absicht geäußert hat, seine Gedichte aus der Saturn Anthologie zurückzuziehen; ich hoffe, er ist einsichtsvoll genug, mich nicht zu blamieren und auf der Ausführung dieser Absicht nicht zu bestehen. [. . .] Wie kann ein Mensch nur so wenig Rückgrat haben und sich von dem buckligen Juden, dem Kraus, kommandieren lassen? [. . .] Wenn Trakl nicht im Ruf schreiben will, weil Kraus ihm das verboten hat, nun, dann werde ich das aus persönlichen und artistischen Gründen bedauern. Ich fühle mich dadurch, kannst Du ihm sagen, persönlich, als Redaktör beleidigt.«³⁹⁾

Nicht nur die Kritik von Karl Kraus an der sogenannten 'Literaturrevolution', sondern auch das Lyrikverständnis Ludwig von Fickers ließen den »Sturm« als Publikationsort für Trakl zunehmend ungeeignet erscheinen. Daß der »Brenner«-Herausgeber der Kunst- und Literaturästhetik des »Sturm« sehr zurückhaltend gegenübergestanden sein mag, belegt indirekt ein Zeugnis aus seinem Briefwechsel mit Theodor Däubler. Däubler hatte ihm am 24.3.1914 einige Gedichte des Futuristen Aldo Palazzeschi in seiner Übersetzung zur Veröffentlichung geschickt. Ficker wies sie jedoch zurück, was Däubler veranlaßte, Fickers »Ansichten über das Ausdrückbare in der Poesie« als »akademisch«⁴⁰⁾ zu bezeichnen. Gerade die Aktivitäten Herwarth Waldens, die Organisation der ersten Futuristen-Ausstellung im April 1912 in der »Sturm«-Galerie, der Abdruck der 'Futuristischen Manifeste', die Diskussionen um die futuristische Kunst und Literatur im »Sturm« und nicht zuletzt die Veröffentlichung der Gedichte August Stramms, die die futuristische Poetik konsequent zu verwirklichen schienen, legten es nahe, im »Sturm« ein Sprachrohr der futuristischen Bewegung zu sehen. Eine Veröffentlichung der Gedichte Trakls in diesem 'hektischen' literarischen Kontext wäre daher im »Brenner«-Kreis als unangebracht empfunden worden. Umgekehrt schien man im »Sturm« nicht sehr viel von der im Kurt Wolff Verlag veröffentlichten Lyrik zu halten. Abgesehen von den Werken Else Lasker-Schülers wies man in der Rubrik »Anzeigen« auf keinen im Kurt Wolff Verlag erschienenen Gedichtband hin.

2. Die Nicht-Rezeption Georg Trakls in der »Aktion«

Wesentlich schwieriger ist es zu begründen, warum Georg Trakl von der Berliner Zeitschrift »Die Aktion« nicht rezipiert worden ist, obwohl diese Zeitschrift fast sämtliche der von Kurt Wolff verlegten Autoren zu Wort kommen ließ, das Erscheinen ihrer Werke ankündigte oder sie in kurzen Rezensionen würdigte.

»Die Aktion« wurde im »Brenner«-Kreis gelesen, zwei ihrer bekanntesten Mitarbeiter — Albert Ehrenstein und Else Lasker-Schüler — standen im Briefwechsel mit Ludwig von Ficker und veröffentlichten Arbeiten im »Brenner«. Walter Methlagl berichtet (der Verfasserin), Ludwig von Ficker habe sich, sprach man mit ihm über Zeitschriften, noch am ehesten mit Franz Pfemfert, dem Herausgeber der »Aktion«, verglichen. Dennoch sind weder briefliche Kontakte zwischen Ficker und Pfemfert erhalten noch gibt es direkte Aussagen von »Brenner«-Mitarbeitern zur »Aktion«, die belegbare Rückschlüsse über die Wirkung dieser — im Gegensatz zum »Sturm« eindeutig politisch ausgerichteten — Zeitschrift auf den »Brenner«-Kreis erlauben. Wenn es auch keine unmittelbaren Zeugnisse über die Beziehungen zwischen dem »Brenner« und der »Aktion« gibt, so können doch aus dem Verhältnis von Karl Kraus zur »Aktion«, aus Polemiken zwischen »Brenner«- und »Aktion«-Mitarbeitern und nicht zuletzt auch aus den verschiedenen weltanschaulichen Positionen der beiden Zeitschriften wichtige Schlußfolgerungen über die Rezeption Trakls zu seinen Lebzeiten gezogen werden.

Karl Kraus, der mit seinem Urteil über die zeitgenössischen publizistischen Unternehmungen Trakl nachweislich in der Wahl von Publikationsorganen beeinflusst hat, stand man im Kreis der »Aktion« von Anfang an kritisch gegenüber. So wandte sich Franz Pfemfert bereits im Januar 1911 — noch vor der Gründung der »Aktion« — in der Berliner linksliberalen Zeitschrift »Der Demokrat« gegen den Kraus-Aufsatz »Heine und die Folgen« (1910), da er nationalistischen Kreisen ein Alibi für antisemitische Ausfälle liefere:

»Der Kulturkritiker Karl Kraus wird gequält zusammenzucken, wenn ihm die Zeitplage Adolf Bartels für diese Tat Beifall klatscht. Und Bartels wird Beifall klatschen. Und wenn Karl Kraus zehn chinesische Mauern zwischen sich und dem deutschen Literaturulk errichten wollte, die Bartelsgemeinde wird nicht aufhören, ihn als Kampfgenossen auszurufen.

Das werden für Kraus die Folgen dieser Broschüre sein.

Es ist eine böse Schrift. Als eine peinliche Provokation wird sie von denen empfunden werden, die Karl Kraus schätzen. Aber was würden ihre schüchternen Einwände schließlich besagen. Ich kenne, in Deutschland, nur einen Kulturmenschen, der das Recht hat, Kraus für diese Tat zu stellen. Er heißt Alfred Kerr.«⁴¹⁾

Eindeutig Stellung gegen Karl Kraus bezog die »Aktion« im Frühjahr 1911 nach der Veröffentlichung des Aufsatzes »Der kleine Pan ist tot« in der »Fackel«-Nummer 319/20 vom 31. März 1911. Karl Kraus warf darin dem Herausgeber der politisch-literarischen Zeitschrift »Pan«, Alfred Kerr, vor, durch unzulässige Einmischung der Presse in die Privatsphäre »einen erotischen Hinterhalt für die Politik und den politischen Vorwand für das Geschäft zu benützen.«⁴²⁾ Gerade weil die Affäre Kerr ein Politikum, nämlich die Zensur, betraf, sah sich die »Aktion« veranlaßt, entschieden für Kerr Partei zu ergreifen. In Zusammenhang mit den Polemiken um Alfred Kerr attackierte auch Max Brod, der sich vergeblich um literarische Anerkennung durch Karl Kraus bemüht hatte, in seiner »Studie« »Ein mittelmäßiger Kopf« (»Aktion«, 3.7.1911) den »Fackel«-Herausgeber.⁴³⁾ Da sich zu dieser Zeit die Beziehungen zwischen dem »Brenner« und der »Fackel« eben erst anzubahnen begannen, und Carl Dallago zudem mit Max Brod befreundet war, reagierten Dallago und Ficker sofort auf diesen Anti-Kraus-Artikel. Einig in ihrer Wertschätzung für Karl Kraus, schreibt Dallago am 18. August 1911 an Ficker:

»Deinen Worten über Brod stimme ich vollends bei; ich schrieb ihm bereits auf meiner Karte mahnend und dass ich denke, es habe schlimme Folgen gegen einen bedeutenden Menschen so loszulegen; ich könne ihm nicht beipflichten.«

Am 12. September 1911 nimmt Dallago nochmals Bezug auf den Brod-Aufsatz und bekräftigt sein Einverständnis in dieser Sache mit Ficker:

»Was du über Brod sagst, ist auch völlig richtig. Vielleicht kommt er noch anders, sonst wird er nichts mehr von mir hören. Dass sein 'Mittelmäßiger Kopf' gegen Kraus schlimme Folgen haben wird, hab ich ihm übrigens längst geschrieben. Aber er ist blind vor lauter Gekränktheit.«

Hatte Dallago den Angriff Brods auf Kraus bisher nur vom Hörensagen gekannt, so änderte er auch nach der Lektüre der »Aktion« seine Meinung nicht, und er kommentiert ihn in einem Brief an Ficker vom 5. Oktober 1911 wie folgt:

»Herzlichen Dank für die 'Aktion'; [. . .] 'Ein mittelm. Kopf' sehr mittelmäßig von Brod. Ich beklage den hartnäckigen Groll Brod's gegen einen Menschen von so seltenen Fähigkeiten wie Karl Kraus.«

Obwohl Franz Pfemfert mit unverhohlener Befriedigung das Zerwürfnis zwischen Karl Kraus und Herwarth Walden registrierte — er druckte in der »Aktion« vom 3. Juli 1912 kommentarlos eine Passage aus der Distanzierung Kraus' vom »Futuristen-Rummel«⁴⁴) ab und zeigte in der »Zeitschriftenschau« dieses Heftes erstmals die »Fackel« an — polemisierte man auch in den folgenden Heften der »Aktion« immer wieder gegen Kraus. Man warf ihm Geschäftstüchtigkeit vor und stellte enttäuscht fest, daß er trotz seiner kompromißlosen Angriffe auf Presse und liberales Bürgertum, die sich mit den politischen Zielen der linksradikalen »Aktion« zu überschneiden schienen, auf der Seite konservativer Kreise stehe.⁴⁵) In der »Fackel«-Nummer 400/03 vom 10. Juli 1914 (S. 92) distanzierte sich Kraus öffentlich vom politischen Programm der »Aktion« und lehnte entschieden jede linksradikale Interpretation seiner Schriften ab:

»Meine radikalen literarischen Freunde [. . .] sind endlich aufmerksam geworden, denn sie können zwar schreiben, aber nicht lesen und haben darum seit fünfzehn Jahren nicht gemerkt, daß ich die Pest weniger hasse als meine radikalen literarischen Freunde. Sie haben meine Angriffe auf die jüdischen Liberalen, auf Bourgeoisie und Neue Freie Presse für linksradikal gehalten und nicht geahnt, daß sie, wenn ich überhaupt etwas will und wenn sich das, was ich will, auf eine staatsverständliche Formel bringen läßt, im höchsten Maße rechtsradikal sind. Sie haben geglaubt, ich sei ein Revolutionär, und haben nicht gewußt, daß ich politisch noch nicht einmal bei der französischen Revolution angelangt bin, geschweige denn im Zeitalter zwischen 1848 und 1914, und daß ich die Menschheit mit Entziehung der Menschenrechte, das Bürgertum mit Entziehung des Wahlrechts, die Juden mit Entziehung des Telephons, die Journalisten mit Aufhebung der Preßfreiheit und die Psychoanalytiker mit Einführung der Leibeigenschaft regalisieren möchte.«

Als indirekte Kritik an der »Aktion« und am Berliner Literaturbetrieb können die literarischen Polemiken der »Brenner«-Mitarbeiter Leopold Liegler und Theodor Haecker gegen Max Brod und Franz Blei gewertet werden, die mit Franz Pfemfert in Verbindung standen und mehrere Beiträge in seiner Zeitschrift veröffentlicht hatten. Am 15. Juli 1913 erschien im »Brenner« (S. 936-945) unter dem Pseudonym Ulrik Brendel der Aufsatz »Max Brod. Eine technische Kritik mit psychologischen Ausblicken« von Leopold Liegler. Liegler spricht darin anhand von Textbeispielen aus den Werken Brods, die in der »Aktion« zustimmend bis begeistert aufgenommen und besprochen worden waren, dem Prager Dichter und Förderer Kafkas jegliche literarische Begabung ab:

»Ich bin der Meinung, daß die Größe einer Dichtung der Größe ihrer allgemein menschlichen Bedeutsamkeit proportional sei. Bei Brod aber versagt diese Auffassung, denn seine Werke kommen immer aus der gewöhnlichsten und banalsten Alltäglichkeit und wollen nie darüber hinaus. Seine Liebesgedichte wurden immer im Bett konzipiert, sie sind satt und geil, ohne Größe, sie haben keine Distanz zum Erlebnis, sie deuten es nicht, sondern sind Berichte über physische Bedürfnisse, ihre Befriedigung und die Methoden ihrer Verrichtung.«

In einer Entgegnung weist Brod in der »Aktion« vom 9. August 1913 (Sp. 759) alle gegen ihn gerichteten Vorwürfe mit dem Argument zurück, dieses »Pamphlet« reiße »absichtlich grelle, wild-erotische, seltsam-wahre Stellen aus« seinen »Schriften« heraus und zitiere »halbe und viertel Gedichte«, im übrigen sei es »von der Inspiration eines gewissen Wiener Kaffeehaustisches [gemeint ist Karl Kraus] beflügelt«. Brod schließt seine »Aphorisma zur 'Technischen Kritik'« mit einem Aufruf an Dallago und den »Brenner«:

»Die Zeitschrift 'Der Brenner', welche die Ehre hat, den großen Wahrheitshelden Carl Dallago zu ihren Mitarbeitern zu zählen, dürfte, von diesem Fehlgriff abgesehen, selbst wissen, was der Kritiker jeder Art darf und was ihm schimpflich ist.«

Carl Dallago — um einen Ausgleich bemüht — bot daraufhin Brod an, selber im »Brenner« Liegler zu antworten. Brod lehnte jedoch entschieden alle Vermittlungsversuche ab, und bereits am 1. Oktober 1913 erschien im »Brenner« (S. 42-46) der Aufsatz »Max Brod (II)«, in dem Liegler sein Vorgehen gegen Brod rechtfertigte. Konnte der erste Brod-Aufsatz Lieglers noch als eine von allen literaturpolitischen Programmen zeitgenössischer Publikationsmedien unabhängige literarische Fehde eingestuft werden, so enthält »Max Brod (II)« eine deutliche Spitze gegen die »Aktion«. Denn Liegler bemerkt darin ironisch auf Brods Gedicht »Die große und die kleine Welt«, das die »Aktion« am 23. Oktober 1911 publiziert hatte, und auf Brods Erwiderung in dieser Zeitschrift bezugnehmend:

»Diese Verse sind nicht wie die im vorigen Heft zitierten 'grell, wild-erotisch', aber sicherlich 'seltsam-wahr'. Seltsam, weil Intimitäten ohne allgemein menschlichen Bekenntniswert nicht anders wirken können, und wahr deshalb, weil ein penetranter Schweißgeruch der Anwalt ihrer Lebensechtheit ist.«

Nach dem »Schlußwort an Ulrik Brendel« in der »Aktion« vom 18. Oktober 1913 — Brod bezeichnet darin nochmals Liegler als Kraus-Epigonen — beendigte Ludwig von Ficker im »Brenner« vom 15. November 1913 endgültig diese literarische Polemik.

Als unehrlich, weil nicht wirklich existentiell erfahren, verurteilte Theodor Haecker in »Franz Blei und Kierkegaard«⁴⁶⁾ und in »Der Krieg und die Führer des Geistes«⁴⁷⁾ die Auseinandersetzung Bleis mit dem dänischen Philosophen Sören Kierkegaard: Blei, der ob seiner selbstgefälligen kirchenreformatorischen Ambitionen »vom Revolutionsball der Aktion weg zum Papst gewählt werden müßte«,⁴⁸⁾ befasse sich nur deshalb mit Kierkegaard, weil er in ihm eine »interessante, journalistisch auswertbare literarische Figur«⁴⁹⁾ sehe, kurz ein finanzielles Geschäft wittere. Auch bei dieser Polemik trat die »Aktion« indirekt als publizistischer Kontrahent des »Brenner« auf, denn Blei fand in ihr am 21. August 1915 (Sp. 427-430) Gelegenheit, auf die Beschuldigungen Haeckers zu antworten:

»Sie [Haecker] bezahlen Ihr Mittagessen gewiß nicht aus dem Einkommen Ihrer beiden Kierkegaardschriften [. . .] Aber Sie sind vielleicht Weinreisender oder Versicherungsagent und schaffen sich auf diese Weise das, wovon Sie Nahrung, Wohnung, Kleidung bezahlen. Oder Sie leben von einem Erbe, das der Vorbesitzer vielleicht erwuchert hat oder in Militärlieferungen anno 70 — über Nacht ein Rothschild — verdient: so oder so, ob ererbt oder als Reisender verdient oder für Kierkegaard 'honoriert', mit diesem ihrem Gelde sind Sie an diese kapitalistische Gesellschaft geknüpft, die Sie anders als gegen eine kapitalistisch verwendbare Gegenleistung durchaus verhungern läßt.«

Es darf wohl zurecht angenommen werden, daß sowohl die Polemiken zwischen Karl Kraus und der »Aktion« als auch die kritischen Auseinandersetzungen Leopold Lieglers und Theodor Haeckers mit Max Brod und Franz Blei und dem großstädtischen Berliner Literaturbetrieb die »Aktion« als mögliches Publikationsorgan für Georg Trakl immer unpassender erscheinen ließen — jedenfalls in den Augen des »Brenner«-Kreises. Zum anderen weisen sie auch deutlich auf die unterschiedliche weltanschauliche Ausrichtung der beiden Zeitschriften hin. Die gegensätzlichen ideologischen Positionen des »Brenner« und der »Aktion« — letztlich mitausschlaggebend für die Nicht-Rezeption Trakls in der »Aktion« — zeigen sich vor allem in ihren zeitkritischen Äußerungen und in den Reflexionen über die Rolle des Dichters bzw. des Intellektuellen in der Gesellschaft. Die »Aktion« tritt von Beginn an mit dem Anspruch auf, für die »Idee der Großen Deutschen Linken« zu kämpfen. Franz Pfemfert greift in seiner Zeitschrift mit Verve die reaktionäre Innen- und Außenpolitik des wilhelminischen Deutschland an, er verurteilt die opportunistische Sozialdemokratie, die sozialen Ungerechtigkeiten und Vorurteile und den in den bürgerlichen Medien kräftig geschürten Nationalismus und Militarismus. In seinen Aufsätzen tritt er für eine revolutionäre Politik mit stark anarchistischen Tendenzen ein. Seine Vorbilder sind Michail Bakunin, Peter Krapotkin und Gustave Hervé,⁵⁰⁾ und zu seinen Freunden zählte der Anarchist Senna Hoy (Pseudonym für Johannes Holzmann), der im April 1914 an den in russischen Gefängnissen erlittenen Mißhandlungen gestorben ist.⁵¹⁾ Im Gegensatz zur »Aktion« lehnt der »Brenner« jedes politische Engagement ab. Wie die Wissenschaft und die Technik und der auf alle Bereiche übergreifende Rationalismus gehöre auch

die »Politik« zu den die Zeit kennzeichnenden Verfallserscheinungen. Sie erscheint lediglich als ein Mittel des »Philisters«, um seine Privilegien zu sichern und den status quo aufrechtzuerhalten:

»Politik: wie unsanft schon das Wort das Empfinden berührt! Politische Menschen: im allgemeinen werden darunter Leute verstanden, die zu ihrem Vorteil zu kommen verstehen. Das Wie ist Nebensache, es spielt nirgends eine Hauptrolle. So kommt es, daß dem Politischen Unsaubres anhaftet, etwas, das nach üblem Krämertum riecht. Das Politischsein dieser Art aber hat seine Herleitung vom Politischsein der staatsklugen Art. Und man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß es üble Erfahrungen, die das Volk mit seinen politischen Vertretern machte, waren, die politischer Betätigung jenen üblen Sinn hinterließen. Solche politische Vertreter des Volkes machen sich allzu oft als gemeine Krämer fühlbar: sie handeln mit Staats-, Volks- und Parteiwohl, mit Gesetz und Ordnung wie mit Waren. Und wie bei allem üblen Krämertum kommt die Güte der Dinge erst in zweiter Linie in Betracht: um sich die Kunden zu erhalten. Erstes ist: zu seinem Vorteil zu kommen. Es erhellt genug die Fragwürdigkeit der Politik.«⁵²⁾

Nicht in der Gesellschaft, sondern abseits aller gesellschaftlichen Bindungen, nur in der Beziehung von Mensch zu Mensch und in mystischer Verbundenheit des Menschen mit der Natur und der Landschaft könne sich der wahrhaft schöpferische Mensch verwirklichen. Staat, Gesellschaft und Politik bleiben aus diesem ahistorischen Bereich ausgeschlossen.⁵³⁾ Während in der »Aktion« der Dichter in die Politik eingreift,⁵⁴⁾ jede ästhetische Botschaft also auch zu einer politischen werden soll, kann der Dichter im »Brenner« nicht »Ausrufer von Ideen«, nicht »Träger von Tendenzen«⁵⁵⁾ sein, sondern er wird als poeta vates vorgestellt, der kraft seiner künstlerischen Begabung dem Leser metaphysische Wahrheiten vermittelt.⁵⁶⁾ Obgleich man die »ethische« Haltung Franz Pfemferts anerkannte — auch der »Brenner« hatte, wie das »Geleitwort« dokumentiert, der »ethischen« Kategorie den Vorrang eingeräumt⁵⁷⁾ — und die Kritik der »Aktion« am Liberalismus und an der Presse, die alle »Regungen lediglich vom Geschäftsstandpunkt«⁵⁸⁾ aus bewerte, sogar teilen konnte, war man über die mögliche Überwindung des defizienten gesellschaftlichen Zustandes grundsätzlich verschiedener Ansicht. Eine Veröffentlichung der Gedichte Trakls, die als erschütternde Offenbarungen eines 'Sehers' empfunden wurden, vor denen man nur verstummen könne,⁵⁹⁾ in diesem politisch-aktionistischen Kontext mußte daher abgelehnt werden.

*

Die vorausgegangenen Überlegungen zusammenfassend, kann zur zeitgenössischen Trakl-Rezeption folgendes festgestellt werden: Die Untersuchungen der neueren Sekundärliteratur⁶⁰⁾ haben ergeben, daß es sowohl stilistische als auch motivliche Übereinstimmungen zwischen der Lyrik Trakls und den Gedichten der Expressionisten gibt. Die Gedichte Trakls hätten also prinzipiell — insbesondere auch durch ihre zivilisationskritischen Aspekte — den Erwartungshorizont eines zeitgenössischen 'expressionistischen' Lesers erfüllt. Daß Trakl dennoch abseits vom expressionistischen Literaturbetrieb stand, hängt sicherlich auch mit seiner ausgewogen existentiellen Situation zusammen, in der ihm der »Brenner«-Kreis immer mehr Zufluchtsort und Heimstatt wurde. Die engen Beziehungen des »Brenner« zu Karl Kraus, der der sogenannten 'Literaturrevolution' sehr reserviert gegenüberstand, und die zu »Sturm« und »Aktion« konträren Positionen des »Brenner« in weltanschaulichen, ästhetischen und literaturpolitischen Fragen ließen dem »Brenner«-Kreis eine Veröffentlichung Trakls in diesen so unterschiedlichen Kontexten inadäquat erscheinen und verhinderten seine Rezeption in den Berliner expressionistischen Zeitschriften »Der Sturm« und »Die Aktion«.

Anmerkungen:

Falls nicht anders angegeben, sind die zitierten Briefe unveröffentlicht und befinden sich im Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«.

- 1) Albert Ehrenstein: Georg Trakl + . In: Pester Lloyd, 17.11.1914.
- 2) Als erste Zeitungen meldeten die »Innsbrucker Nachrichten«, die »Innsbrucker 'Neueste'« und die »Wiener Allgemeine Zeitung« am 13.11.1914 den Tod Trakls und würdigten den Dichter in Nachrufen
- 3) Das »neue Wiener Journal« veröffentlichte am 17.10.1909 die Gedichte »Einer Vorübergehenden«, »Vollendung« und »Andacht«, »Die Zeit« am 19.10.1913 »Abendlicher Reigen« (2. Fass.) und »Die Reichspost« am 25.12.1913 »Geistliches Lied«, »In einem verlassenen Zimmer« und »Verklärter Herbst«.
- 4) Der Merker. Österreichische Zeitschrift für Musik und Theater. Hrsg. v. Richard Specht und Richard Batka. Wien. Jg.1, 1909/10, H.20/21, S.818 und Jg.2, 1910/11, H.8, S.240 enthält die Gedichte »Die drei Teiche von Hellbrunn« und »Frauensegen«. In Ton und Wort. Zeitschrift für Musik und Literatur. Hrsg. v. Carl Lafite. Wien. Jg.1, 1910/11, H.6, S.15 erschien »Die schöne Stadt«.
- 5) Ulla C. Lerg-Kill: Berliner Börsen-Courier (1868-1933). In: Deutsche Zeitschriften des 17.-20. Jahrhunderts. Hrsg. v. Heinz Dietrich Fischer. Pullach bei München 1972 (= Publizistik-historische Beiträge 2), S.283-298, hier S.293.
- 6) Walter Ritzer: Neue Trakl-Bibliographie. Salzburg 1983 (= Trakl-Studien 12), S.1-2.
- 7) Walter Methlagl: Wirkung und Aufnahme des Werkes von Georg Trakl seit dem Ersten Weltkrieg. In: Londoner Trakl-Symposion. Hrsg. v. Walter Methlagl und William E. Yuill. Salzburg 1981 (= Trakl-Studien 10), S.13-32, hier S.18.
- 8) Vgl. dazu die Polemiken um Else Lasker-Schüllers Gedicht »Leise sagen« bei Erika Klüsener: Else Lasker-Schüler in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1980 (= rm 283), S.72-74.
- 9) Vgl. dazu die Anrede Herwarth Waldens nach dem Eintreffen der Todesnachricht von August Stramm in: Der Sturm. Halbmonatsschrift für Kultur und die Künste. Hrsg. v. Herwarth Walden. Berlin. Jg.6, Nr.11/12, erstes und zweites Septemberheft 1915, S.61. Herwarth Walden: August Stramm. In: Sturm 6, Nr.13/14, erstes und zweites Oktoberheft 1915, S.74. N.N.: Ernst Stadler fiel. In: Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst, Hrsg. v. Franz Pfemfert. Berlin. Jg.4, Nr. 46/47 v. 21.11.1914, Sp.871. N.N.: Alfred Lichtenstein fiel als dienstpflichtiger Soldat. In: Aktion 5, Nr. 9/10 v.27.2.1915, Sp. 107.
- 10) Ernst Blass: Das alte Café des Westens. In: Expressionismus. Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen. Hrsg. v. Paul Raabe. Olten und Freiburg im Breisgau 1965, S.32-42.
- 11) Eduard Lachmann: Kreuz und Abend. Eine Interpretation der Dichtungen Georg Trakls. Salzburg 1954 (= Trakl-Studien 1), S.67.
- 12) Harald Weinrich: Für eine Literaturgeschichte des Lesers. In: H. W.: Literatur für Leser. Essays und Aufsätze zur Literaturwissenschaft. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1971, S.23-34, hier S.30.
- 13) Index Expressionismus. Bibliographie der Beiträge in den Zeitschriften und Jahrbüchern des literarischen Expressionismus 1910-1925. Hrsg. v. Paul Raabe. 18 Bände. Nendeln (Liechtenstein) 1972, Bd.4, S.2670-2671.
- 14) Hermann Wagner an Ludwig von Ficker, 5.10.1912.
- 15) In einem Brief von Ludwig von Ficker vom 5.1.1911 schreibt Hermann Wagner: »In jüngster Zeit hat er [Schweynert] einen tüchtigen Schritt nach vorwärts getan, indem er sich an die Leute um Herwarth Walden ('Sturm', der sich übrigens kaum noch lange halten dürfte, leider!) anschloß.«
- 16) Walther Gebhardt: Das »Sturm-Archiv« Herwarth Waldens. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 2, 1958, S.348-365, hier S.354.
- 17) Index Expressionismus, Bd.2, S.884, Bd.1, S.497-517 u. Bd.2, S.1358-1374.
- 18) Robert Müller an Ludwig von Ficker, 17.2.1912 und 21.3.1912.
- 19) Robert Müller an Ludwig von Ficker, 17.2.1912.
- 20) Robert Müller an Ludwig von Ficker, 27.9.1912 und 17.2.1913; der Brief, in dem Müller dem »Brenner«-Herausgeber Trakl empfiehlt, ist in Georg Trakl: Dichtungen und Briefe. Hrsg. v. Walther Killy und Hans Szekler. 2 Bände. Salzburg 1969, II, 681 (hier und im folgenden Bd.1 u. 2 abg. I und II mit Seitenangabe) abgedruckt.
- 21) Siehe Briefwechsel Fritz Schweynerts mit Ludwig von Ficker.
- 22) Walter Methlagl: Der Brenner—Weltanschauliche Wandlungen vor dem Ersten Weltkrieg. Phil. Diss. Innsbruck 1966, S. 175.

- 23) Herwarth Walden: Kritik der vorexpressionistischen Dichtung. In: Literaturrevolution. Dokumente, Manifeste, Programme. Hrsg. v. Paul Pörtner. 2 Bände. Darmstadt, Neuwied, Berlin 1960-61, Bd.1, S.411-430.
- 24) Richard Brinkmann: Zur Wortkunst des Sturm-Kreises. Anmerkungen über Möglichkeiten und Grenzen abstrakter Dichtung. In: Unterscheidung und Bewahrung. Festschrift für Hermann Kunisch. Hrsg. v. Klaus Lazarowicz u. Wolfgang Kron. Berlin 1961, S.63-78.
- 25) Undat. Brief Fritz Schweynerts an Ludwig von Ficker (wahrsch. 1.11.1910).
- 26) Oskar Kokoschka: Mein Leben. Vorwort und dokumentarische Mitarbeit von Remigius Netzer. München 1971, S.64-67.
- 27) Gerald Stieg: Der Brenner und Die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus. Salzburg 1976 (= Brenner-Studien 3), S.33.
- 28) Herwarth Walden an Karl Kraus, 31.7.1909, abgedruckt in: Martina Bilke: Die Einführung der »Fackel« in Deutschland. In: Kraus-Hefte (Hrsg. v. Sigurd Paul Scheichl und Christian Wagenknecht. München) 3, Juli 1977, S.6-10, hier S.7.
- 29) ebenda, S. 6-10.
- 30) Martina Bilke: Zeitgenossen der »Fackel«. Wien, München 1981, S.155.
- 31) Uwe Laugwitz: Albert Ehrenstein und Karl Kraus. Entwicklung einer literarischen Polemik 1910-1920. Wiss. Hausarbeit Hamburg 1982, S.44-53.
- 32) Abgedruckt bei Uwe Laugwitz, a.a.O., S.47.
- 33) ebenda.
- 34) Die Fackel. Hrsg. v. Karl Kraus. Wien. Jg. 13, Nr. 341/42 v. 27. Januar 1912.
- 35) Fackel 14, Nr.351/352/353 v. 21. Juni 1912.
- 36) Herwarth Walden: Notiz. In: Sturm 3, Nr.115/16 v. Juni 1912, S.86.
- 37) Sturm 3, Nr.140/41 v. Dezember 1912, S.244.
- 38) Gerald Stieg: Der Brenner und Die Fackel, S.262.
- 39) II,706-707.
- 40) Theodor Däubler an Ludwig von Ficker, 20.4.1914. Vgl. Walter Methlagl: Über Tradition und Erneuerung in Tirols poetischem Leben. Futurismus heute und vor fünfzig Jahren. In: Das Fenster (Innsbruck) H.3, Sommer 1968, S. 169-171.
- 41) Fackel 12, Nr.315/16 v. 26. Januar 1911, S.50.
- 42) Fackel 12, Nr.319/20 v. 31. März 1912, S.1.
- 43) Vgl. dazu Martina Bilke, Zeitgenossen der »Fackel«, S.165-169 u. S.203-210.
- 44) Aktion. Nr.27 v. 3. Juli 1912, Sp.842.
- 45) Martina Bilke: Zeitgenossen der »Fackel«, S.170-174. Zum Verhältnis Kraus' zur Politik vgl. auch Sigurd Paul Scheichl: Politik und Ursprung. Über Karl Kraus' Verhältnis zur Politik. In: Wort und Wahrheit 27, 1972, H.1, S. 43-51.
- 46) Theodor Haecker: Franz Blei und Kierkegaard. In: Brenner 4, H.10 v. 15. Februar 1914, S.457-465.
- 47) Theodor Haecker: Der Krieg und die Führer des Geistes. In: Brenner-Jahrbuch 1915, S.130-187.
- 48) Theodor Haecker: Franz Blei und Kierkegaard, S.464.
- 49) Gerald Stieg: Der Brenner und Die Fackel, S.183.
- 50) Meine Ausführungen zur »Aktion« sind folgenden Untersuchungen verpflichtet: Paul Raabe: Die Aktion. Geschichte einer Zeitschrift. In: Aktion (Reprint 1961), S.7-21. Lothar Peter: Literarische Intelligenz und Klassenkampf. »Die Aktion« 1911-1925. Köln 1972. Thomas Rietzschel: »Die Aktion« — eine politische Zeitschrift im expressionistischen Jahrzehnt. In: Zeitschrift für Germanistik 4, H.1 v. Februar 1983, S.25-40.
- 51) Erika Klüsener: Else Lasker-Schüler, S.89-91.
- 52) Carl Dallago: Politik. In: Brenner 3, H.4 v. 15. November 1912, S. 172-186, hier. S.172.
- 53) Vgl. dazu den Essay von Carl Dallago: Parias Erhöhung. In: Brenner 2, H.14 vom 15. Dezember 1911, S.477-484.
- 54) Ludwig Rubiner: Der Dichter greift in die Politik. In: Aktion Nr.21 v. 22. Mai 1912, Sp.645-652 und Nr.23 v. 5. Juni 1912, Sp.709-715.
- 55) Will Scheller: Ein Bild Hölderlins. In: Brenner 3, H.14 v. 15. April 1913, S.645-649, hier S. 646.

- 56) Will Scheller: Versuch über Lyrik. In: Brenner 3, H.15 v. 1. Mai 1913, S.665-673:
- 57) Vgl. dazu Brenner 1, H. 1 v. 1. Juni 1910, S.1. Die ethische Haltung Franz Pfemferts würdigte auch Erwin Piscator: Die politische Bedeutung der »Aktion«. In: Imprimatur N.F.3, 1962, S.211-214, und er zeichnet folgendes Porträt vom »Aktion«-Herausgeber: »Es war kein 'unpolitischer Kopf', er schwamm nicht auf der Welle der 'neutralen Kunst', er machte weder da noch dort Geschäfte, weder mit seiner Person noch mit seinem Verlag, er blieb, was er von Anbeginn war, ein Mensch um des Menschen willen — natürlich in einer politisierten Welt ein politischer Mensch — aber einer, den auch die Politik nicht von seinem Wege abbringen konnte. Darum sei ihm die höchste Auszeichnung verliehen, der Titel: Der Mensch Franz Pfemfert.« (S.213)
- 58) Lothar Peter, Literarische Intelligenz und Klassenkampf, S.19.
- 59) Vgl. dazu vor allem Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit II. Die Erscheinung Georg Trakl's. In: Brenner 3, H. 11 v. 1. März 1913, S.508-516.
- 60) Vgl. besonders Karl Ludwig Schneider: Der bildhafte Ausdruck in den Dichtungen Georg Heyms, Georg Trakls und Ernst Stadlers. Studien zum lyrischen Sprachstil des deutschen Expressionismus. Heidelberg 1954 (= Probleme der Dichtung 2).
 Kurt Mautz: Mythologie und Gesellschaft im Expressionismus. Die Dichtung Georg Heyms. Frankfurt am Main, Bonn 1961, insbesondere S.324f. über Georg Trakl.
 Christoph Eykman: Die Funktion des Häßlichen in der Lyrik Georg Heyms, Georg Trakls und Gottfried Benns. Zur Krise der Wirklichkeitserfahrung im deutschen Expressionismus. Bonn 1965 (= Bonner Arbeiten zur dt. Literatur 11).
 Heinz Rölleke: Die Stadt bei Stadler, Heym und Trakl. Berlin 1966 (= Philologische Studien und Quellen 34)
 Karl Ludwig Schneider: Zerbrochene Formen. Wort und Bild im Expressionismus. Hamburg 1967.
 Alfred Doppler: Poetisches Bild als historisches Abbild. In: A.D.: Wirklichkeit im Spiegel der Sprache. Wien 1975, S.100-132.
 Alfred Doppler: Der Stilwandel in der Lyrik Georg Trakls. In: Londoner Trakl-Symposium, S.72-81.
 Hans Weichselbaum: Die »Zivilisation« bei Georg Trakl. In: Londoner Trakl-Symposium, S.60-71.

Eberhard Sauermann:

Unbekannte Widmungen Georg Trakls

Erst vor kurzem erhielt der Verfasser — im einen Fall durch das freundliche Entgegenkommen des Enkels Ludwig v. Fickers, im anderen durch eine Auktion des Dorotheums in Wien — Kenntnis von zwei bislang unbekanntem, in der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe (abg. HKA) nicht enthaltenen Widmungen Trakls:

1. Frau Cissi von Ficker in Herzlichkeit

Georg Trakl

2. Frau Cissi von Ficker in Verehrung und Ergebenheit

Georg Trakl

Diese von Trakl auf Sonderdrucken seiner Gedichte »Hohenburg« bzw. »Abendland« handschriftlich angebrachten Widmungen vermögen unser Bild von Trakls Selbstverständnis als Dichter einerseits und als sozial Abhängiger, Nutznießer, Protégé andererseits zu ergänzen.

Die in meiner Untersuchung »Die Widmungen Georg Trakls« (In: Salzburger Trakl-Symposion. Salzburg 1978, S. 66-100, hier S. 94) auf die beiden Widmungen an Paula Schmid, die spätere Frau Rudolf v. Fickers, gemünzte Aussage, die Wortwahl in Trakls handschriftlichen Widmungen (»Schenkungen«) verrate einiges von seiner Stellung gegenüber den Widmungsempfängern, trifft auch auf die Widmungen an Cissi v. Ficker, die Frau Ludwig v. Fickers, zu.

Die bald nach dem 1.2.1913 anzusetzende Widmung (HKA: Nr. 2) auf einem Sonderdruck des Gedichts »Helian« lautet: »Frau Cäcilie von Ficker in respektvoller Ergebenheit«; ebensolche »Ergebenheit«, verbunden mit »Verehrung«, hat Trakl noch einmal Cissi v. Ficker zugedacht, auf der zweiten hier vorgestellten unbekanntem Widmung, die kurz nach der Veröffentlichung des Gedichts »Abendland« (2. Fassg.) im »Brenner« vom 1.5.1914 erfolgt sein wird. Zu vergleichen sind diese Widmungen mit der Widmung (4) an Ludwig v. Ficker: »in Freundschaft und Ergebenheit« und mit der Widmung (6) an Paula Schmid bzw. der Widmung (12) an Adolf Loos: »in Verehrung«.

Sogar die erste hier vorgestellte unbekanntem Widmung Trakls, die kurz nach der Veröffentlichung des Gedichts »Hohenburg« im »Brenner« vom 15.12.1913 erfolgt sein wird, ist nicht als Zeichen persönlicher Nähe oder menschlicher Wärme aufzufassen, sondern als stereotype Höflichkeitsformel: mit dem Ausdruck »in Herzlichkeit« hat Trakl nicht nur die ihn umsorgende Cissi v. Ficker bedacht, sondern auch ihren Schwager Rudolf v. Ficker (Widmung 7) und vor allem (potentielle) Mäzene, die Trakl überdies kaum gekannt hat, nämlich den Leiter des Akademischen Verbandes für Literatur und Musik in Wien, Emil Alphons Rheinhardt (Widmung 13), und den »Reichspost«-Redakteur Hans Brecka (Widmung 1), dem gegenüber Trakl in seinem Dankesbrief für dessen Angebot einer Gedichtveröffentlichung mit einer breiten Palette an Höflichkeitsfloskeln aufwartet: »herzliche Wertschätzung«, »respektvolle Hochachtung«, »Ihr sehr ergebener Georg Trakl« (HKA I, S. 531).

»Freundschaft« allein — allerdings wiederum im Rahmen konventioneller Zueignungsfloskeln — hat Trakl für Karl Borromäus Heinrich reserviert; aber sogar in diesen einigermaßen persönlich gehaltenen Widmungen an Heinrich (»Bruder«, »mit vieler Liebe«: Widmungen 9 und 10) spürt man die Verhaltenheit Trakls, sein Bemühen um Distanz, allenfalls um ein Nahverhältnis auf literarischer Ebene. Unser aus biographischen Quellen gespeistes Wissen vom wohl einzigen Nahverhältnis Trakls auf persönlicher Ebene, näm-

lich zu seiner Schwester Gretl, deckt sich mit dem literarischen Befund: die Widmung (14) an Gretl weist zweifellos von allen Widmungen den höchsten Grad an Nähe und Individualität auf — trotz der darin enthaltenen literarischen Anspielung. Ähnliches gilt nur noch für die Eintragung (Widmung 11) in das Gästebuch Loos', die man als Epigramm auf ein Bauwerk bezeichnen könnte, sowie für die Widmung (3) an das Land Tirol. Alle übrigen handschriftlichen Widmungen an Personen entsprechen einem konventionellen Schema; keinesfalls kann aus ihnen das persönliche Verhältnis Trakls zum jeweiligen Widmungsempfänger erschlossen werden.

Durch die neuen Funde wird ein — wenn nicht gar *das* — Ergebnis meiner oben zitierten Untersuchung bestätigt, nämlich daß Trakl Widmungen an Menschen gerichtet hat, weil er ihnen dankbar oder von ihnen abhängig war, und daß er höchstwahrscheinlich keinen Zusammenhang zwischen Gedicht(text) und Widmungsempfänger hergestellt hat. Zum einen hat Trakl Sonderdrucke des Gedichts »Hohenburg« nicht nur deren Besitzern, Rudolf v. Ficker und Paula Schmid, handschriftlich (also nicht einmal im Druck!) gewidmet, sondern auch der Mühlauer Gastgeberin Cissi v. Ficker. Zum andern hat Trakl, was von größerer Bedeutung ist, Sonderdrucke von Gedichten, die mit — gedruckten — Widmungen unterhalb des Titels versehen sind, anderen Personen handschriftlich gewidmet: das trifft auf die bisher bekannten handschriftlichen Widmungen Trakls auf Sonderdrucken des Gedichts »Sebastian im Traum« (unterhalb des Titels: »Für Adolf Loos«) zu, die er Ludwig v. Ficker, Hans Brecka und einem nicht zu identifizierenden Empfänger zugedacht hat, wie auch auf die hier vorgestellte unbekannte Widmung auf einem Sonderdruck des Gedichts »Abendland« (unterhalb des Titels: »Else Lasker-Schüler in Verehrung«), die Trakl — noch dazu in einem sehr ähnlichen Wortlaut — Cissi v. Ficker überreicht hat.

In der Trakl-Forschung wurde — meines Erachtens völlig zu Recht — bisher nie ein (innerer) Zusammenhang zwischen dem Gedicht »Sebastian im Traum« und dem Widmungsempfänger Adolf Loos angenommen. Anders ließen sich die 'Doppelwidmungen' von »Sebastian im Traum« auch kaum erklären, was ebenso für die 'Doppelwidmung' von »Abendland« gilt; aufgrund der neuen Funde wird sich wohl meine früher (»Die Widmungen Georg Trakls«, S.93) aufgestellte Behauptung, daß man auch die Widmung des Gedichts »Abendland« an Else Lasker-Schüler nur als konventionelle »Zueignung an einen persönlich und literarisch geschätzten Menschen ansehen darf«, aufrechterhalten lassen.

(Das erste hier vorgestellte Autograph Trakls befindet sich in Privatbesitz in Sulzbergfelden, BRD, Kopie im Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«; das zweite, mit einer weiteren Widmung Cissi v. Fickers: »An meine lieben Freunde Herrn und Frau Professor Strohal. Juni 1933« versehen, gelangte — aus Privatbesitz in Innsbruck — am 13.10.1983 im Dorotheum in Wien zur Versteigerung; derzeitiger Besitzer bzw. Aufbewahrungsort leider unbekannt.)

Hinweise

Sigurd Paul Scheichl:
Zwei Neuerscheinungen über Karl Kraus

Martina Bilke: *Zeitgenossen der »Fackel«*. Mit einem Vorwort von Sophie Schick. Wien-München: Löcker 1981

Diese Untersuchung, eine überarbeitete Mainzer Dissertation, interessiert hier aus zwei Gründen: als Arbeit, die Archivmaterial erschließt, und wegen ihres Abschnittes über das Verhältnis wichtiger »Brenner«-Autoren zu Karl Kraus (S. 210-222).

Das Buch zerfällt in drei Teile, von denen vor allem der erste, in dem die erhaltenen Leserbriefe an die »Fackel« und an Kraus analysiert werden, mit viel unbekanntem Material arbeitet. Der zweite Teil untersucht Wirkungen der »Fackel« auf die zeitgenössische Publizistik, der dritte beschäftigt sich mit dem Verhältnis einiger zeitgenössischer Schriftsteller zu Kraus. Auffällig ist, daß Bilke trotz diesen Schwerpunkten auf Begriffe und Methoden der Rezeptionsforschung überhaupt nicht eingeht.

Die Darstellung beginnt mit einer interessanten Gegenüberstellung des Programms des ersten »Fackel«-Hefts mit dem expliziten Programm von Hardens »Zukunft«; daraus ergibt sich, daß die gängige Auffassung vom Vorbildcharakter der Zeitschrift Hardens für die »Fackel« mindestens zu modifizieren ist. Darauf folgt die Untersuchung einer Auswahl aus der Fülle von Leserbriefen an die »Fackel«, die im Kraus-Archiv der Wiener Stadt- und Landesbibliothek erhalten sind; die Auswahl ist, soweit ich das Material kenne, durchaus repräsentativ. Leider wird über den Gesamtbestand, die Art seiner Aufbewahrung, die sich ändernde Dichte in verschiedenen Jahren, mögliche Verluste usw. keinerlei Übersicht gegeben, auch nicht im Literaturverzeichnis (vgl. dagegen die übersichtliche Dokumentation bei Stieg, *Der Brenner und die Fackel*. Salzburg: Müller 1976, Anhang). Auch wird zwischen den Briefen an den Verlag und Briefen an Kraus selbst nicht unterschieden.

Es wird deutlich sichtbar, wie sich der Wandel der »Fackel« auch im Wandel der thematischen Schwerpunkte der Leserbriefe spiegelt, wie aber auch Leserbriefschreiber hinter dem Wandel der Zeitschrift zurückbleiben. Bilke bietet eine Reihe interessanter Details (etwa über die Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten, die in einem erhaltenen Vorlesungsprogramm von Offenbachs *Kreolin* ihre Spuren zurückgelassen hat; S. 76). In der Interpretation ist die Verfasserin recht vorsichtig, sodaß man manchmal über den Einzelheiten das Ganze aus den Augen verliert. Immerhin zeigt sie im Zusammenhang mit den Vorlesungen und mit den Briefen um 1930, daß in der Kraus-Rezeption »die Stimmung jener Jahre [. . .], das Bedürfnis nach geistiger und menschlicher Autorität« (S. 81) erkennbar wird.

Das abschließende Kapitel des ersten Teils (S. 103-108) hätte vielleicht durch eine systematische statistische Auswertung der Briefschreiber schärfere Konturen gewinnen können. Eine solche kann aber von dieser Arbeit, die weitgehend in das Material des Kraus-Archivs einführt, vielleicht noch nicht gefordert werden.

Der zweite Teil beschäftigt sich vor allem mit »Fackel«-Imitationen und -Gegenschriften. Auch hier ein sehr interessanter einleitender Hinweis auf Severus Verax und damit auf die Verankerung der »Fackel« im Antiliberalismus um 1900 (S. 109). Bilke stellt dann eine Reihe ganz unbekannter Gegenschriften vor, bedauerlicherweise ohne Angabe von Bibliotheksstandorten und leider auch ohne Information über die Gründer und Autoren je-

ner Blättchen. Daß etwa Kocmata, der gleich drei »Fackel«-Imitationen in die Welt gesetzt hat, mit der Wiener Anarchisten-Szene in Verbindung zu bringen ist, dürfte für die Kraus-Rezeption von größerer Bedeutung sein als manchmal recht breit referierte inhaltliche Details der Zeitschriften. Herbert Müller-Guttenbrunn's »Nebelhorn«, über das Eckart Früh einen ausführlichen Bericht vorlegen wird, fehlt in dieser Darstellung überhaupt, ebenso Willi Reichs Musikzeitschrift »23« (1932-1937), die sich mit unüberbietbarer Deutlichkeit zum Vorbild der »Fackel« bekannt hat.

Ausführlich werden dann noch das Verhältnis zwischen Kraus und der »Schaubühne«/»Weltbühne« und die Beziehungen zwischen der »Fackel« und der »Aktion« dargestellt. Vor allem in Hinblick auf die »Schaubühne« kommen dabei auch bisher unbekannte Einzelheiten zur Sprache.

Der dritte Teil des Buchs ist der Auseinandersetzung zeitgenössischer Schriftsteller mit Kraus gewidmet, zuerst dem Vorkommen von Kraus als literarischer Figur bei C. Karloweis, Schnitzler, Wittels, Alfred Lichtenstein, Robert Müller und Werfel; dann der eigentlichen Auseinandersetzung mit Kraus im Werk von Hofmannsthal, Schnitzler, Werfel und Brod sowie bei Ficker, Haecker und Dallago; schließlich der Wirkung von Kraus auf Roth, Kafka und Brecht. Die Auswahl gerade dieser Autoren wird nirgends begründet. Während das Kapitel über das Vorkommen Kraus' in Schlüsselromanen und -dramen wieder einiges Unbekannte zutage fördert, enthält der Rest dieses Teils wohl die schwächsten Seiten des Buchs. Sie gehen über Bekanntes kaum hinaus (sieht man vielleicht vom Roth-Abschnitt ab) oder ergänzen es nur unwesentlich durch Details (etwa den Brief Brechts über eine »Macbeth«-Inszenierung, S. 246f.). Hier werden oft nötige Interpretationen durch Paraphrasen ersetzt (besonders im Abschnitt über Brecht); offenen Fragen weicht Bilke gelegentlich einfach aus: so weist sie auf Kraus' — einzige — Notiz über Roth (ein handschriftliches Exzerpt eines Satzes aus dem *Radetzkymarsch*) hin (S. 302, Anm. 257), verzichtet aber auf jede Hypothese über die denkbare Funktion dieser Notiz.

Solche Einwände sind auch gegen das hier besonders interessierende »Brenner«-Kapitel zu machen, in dem die Autorin versucht, Stieg zu kritisieren, ohne den »Brenner« wirklich zu kennen, von dem sie etwa meint, er sei »schon immer eine katholische Zeitschrift« gewesen (S. 300, Anm. 202). Ihre Behauptung, Ficker habe die antisemitischen Zwischenfälle bei der Innsbrucker Kraus-Vorlesung von 1920 verharmlost, beruht offensichtlich auf unzureichender Analyse der einschlägigen Texte Fickers und auf einem Mißverständnis ihrer Rhetorik (S. 214; S. 300, Anm. 214). Und es geht wohl nicht, Stiegs in der Tat etwas übertriebene Metapher vom »symbolischen Vaternord«, den Ficker an Kraus begangen habe (Stieg, S. 67), als »absurd« hinzustellen (S. 214), dabei aber sachlich im wesentlichen das gleiche zu sagen wie Stieg, wiewohl etwas nüchterner.

Besonders fragwürdig scheint mir die knappe Darstellung von Haeckers Kraus-Rezeption. Bilke stellt nämlich gar nicht diese dar, sondern versucht nur an einigen, willkürlich herausgegriffenen, Zitaten nachzuweisen, daß Haecker ein unwürdiger Kraus-Adept gewesen sei. Die wesentlichen Punkte von Haeckers christlicher Kraus-Auslegung, bei Stieg überdeutlich herausgearbeitet, kommen hier gar nicht zur Sprache. Auch der Abschnitt über Dallago bietet wenig Anregendes.

In diesem Kapitel provoziert Bilke den Vergleich mit Stieg, der ja ähnlich wie sie von bisher unbekanntem und unveröffentlichtem Material ausgegangen ist. Bei aller Reserve gegenüber der (freilich oft nur verbalen) Kühnheit von Stiegs interpretatorischen Konstruktionen und bei aller Sympathie für Bilkes Nüchternheit muß doch gesagt werden, daß dieser Vergleich nicht zugunsten des hier besprochenen Buches ausfällt. Stiegs Interpretation des Verhältnisses zwischen »Fackel« und »Brenner« hat ein Kraus-Bild entstehen lassen; Bilkes Materialsammlung ist weit davon entfernt.

Das wird vor allem im letzten Teil deutlich, in dem die Verfasserin sich bemüht, ihren positivistischen Ansatz zu überschreiten. Wenn sie sich auf die Präsentation von wenig bekanntem Material beschränkt hätte, in der ihre Stärke liegt, dann wäre das Buch geschlossener geblieben, und seine unbestreitbare Nützlichkeit würde nicht unter dem Eindruck halberziger und ungenauer Interpretationen leiden. Gerade wegen dieses leider berechtigten Eindruckes soll das Verdienst des Buches, doch einiges Neue und Interessante zugänglich gemacht zu haben, abschließend noch einmal unterstrichen werden.

*

Jochen Stremmel: »Dritte Walpurgisnacht«. Über einen Text von Karl Kraus. Bonn: Bouvier 1982 (= Literatur und Wirklichkeit 23).

»Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!« Warum an den Beginn dieser Besprechung ein Goethe-Zitat gehört, wird sich bald zeigen; die Wahl dieses Zitats ergibt sich aus dem Vergleich mit Bilke. Stremmel — dessen Thema freilich dankbarer ist — vereinigt Bilkes Tugend der Sorgfalt und Gründlichkeit mit der ihr fehlenden methodischen Sicherheit und mit einer klaren Fragestellung. Insofern überragt seine Untersuchung viele Dissertationen. Zum Unterschied von anderen Arbeiten über Einzelaspekte von Kraus' Werk weiß Stremmel, daß jede Arbeit über Kraus die Kenntnis von dessen Gesamtwerk voraussetzt, und er verfügt über diese Kenntnis. Er geht nicht nur auf Kraus' Selbstzitate in der »Dritten Walpurgisnacht« ein, sondern stellt seiner Analyse dieses Werks auch ein ausführliches Kapitel über die Entwicklung von Kraus' Pressekritik — dem zentralen Aspekt der »Fackel« — voran, das auch als eigene Untersuchung Bestand hat; darin betont Stremmel unter anderem, daß Kraus in der frühen »Fackel« sehr wohl die ökonomisch-gesellschaftlichen Bedingungen des Zeitungsmachens durchschaut, später aber das Interesse daran verloren habe, weil für ihn der »Wirkungszusammenhang zwischen Presse und Publikum« wichtiger geworden sei als die materielle Korruption der Zeitungen (S. 38). Auch auf die Bedeutung des Begriffs 'Phantasie' bei Kraus geht dieser Abschnitt ein (S. 49f.). Warum die Pressekritik auch für das Verständnis der »Dritten Walpurgisnacht« wesentlich ist, wird allerdings nur angedeutet.

Diesem Kapitel geht der Versuch einer Abgrenzung zwischen Satire und Polemik voraus; den Unterschied sieht Stremmel nach sorgfältiger Musterung bisheriger Überlegungen zum Thema darin, daß Polemik einen Gegner öffentlich bloßstellen wolle, während die Satire den Leser selbst zum Gegenstand habe, ihn bluten mache (S. 8f.). An einer Analyse von »Ich rufe die Rettungsgesellschaft« (S. 17ff.) versucht Stremmel diese Differenzierung zu verdeutlichen.

Interessante methodische Hinweise gibt es auch an anderen Stellen des Buches; bemerkenswert etwa der gegen Heinrich Fischers Ablehnung allen Kommentierens gerichtete Gedanke, »daß erst nach Kenntnis der stofflichen Zusammenhänge der P r o z e ß der Entstofflichung als der eigentlich künstlerische vom Leser mit- und nachvollzogen werden kann« (S. 83). Kraus' eigener »antistofflicher Affekt«, auf den sich neben Fischer auch Sophie Schick beruft, wird von Stremmel recht überzeugend als Bestandteil von Kraus' polemisch-satirischer Position bezeichnet. Vergleichbare Hinweise finden sich auch an anderen Stellen.

Die Untersuchung der »Dritten Walpurgisnacht« selbst versucht zunächst die Entstehung des Werkes nachzuzeichnen. Für Stremmel ist das Werk »sicher nicht vollendet« (S. 70); 'Korrektur und Klitterung' wurden abgebrochen, bevor sie abgeschlossen waren. Obwohl die Veränderungen an Zitaten aus der »Dritten Walpurgisnacht«, die in der »Fackel« 890-905, 1934, vorgenommen worden sind, als Beweis nicht herangezogen werden sollten, da sie eher den Überarbeitungen eines in der »Fackel« erschienenen Texts für eine Buchausgabe zu vergleichen sind, spricht doch sehr viel dafür, daß der 1952 veröffentlichte Text nur »das Resultat einer Unterbrechung des Korrekturvorgangs« ist (S. 81). Diese Unterbrechung könnte nach Stremmel damit zusammenhängen, daß der Mord an Theodor Lesing am 30. August 1933 Kraus deutlich machte, wie sehr ein Kritiker des NS-Regimes auch im Ausland in Lebensgefahr schwebte (S. 71). Die Arbeit an der »Dritten Walpurgisnacht« hat Kraus wahrscheinlich Tage nach diesem Ereignis eingestellt; soviel scheint sicher.

Stremmel präsentiert dann die erhaltenen Textzeugen: das Manuskript — dessen Existenz inzwischen auch durch Edwin Hartl bezeugt worden ist (Kraus-Hefte 24, 1982, S. 16) — muß derzeit als verloren gelten, ebenso die Fahnen mit Kraus' eigenhändigen Korrekturen, von denen sich jedoch eine Fotokopie im Brenner-Archiv findet, das auch sonst mehrere wichtige Textzeugen besitzt; im Wiener Kraus-Archiv finden sich vor allem Vorarbeiten zur »Dritten Walpurgisnacht«, die Stremmel allerdings nur wenig herangezogen hat. Die Prinzipien, die Heinrich Fischer bei der Herausgabe des Buches aus dem Nachlaß geleitet haben, werden herausgearbeitet und zum Teil gerechtfertigt, zum Teil kritisiert. Die Möglichkeiten, die Entwicklung des Textes darzustellen, weist der Verfasser an einem überzeugenden Beispiel nach (S. 96 ff.); damit wird zugleich die Notwendigkeit einer genetisch-kritischen Ausgabe begründet, die gerade bei diesem unfertigen Text wünschenswert wäre (wie überhaupt eine Neuausgabe von Kraus' Werken allmählich an der Zeit ist). Zu keinem Werk von Kraus gibt es derzeit eine gleich gründliche textkritische Untersuchung.

In einem dritten Abschnitt erläutert Stremmel Kraus' Technik der »gedanklichen Überlastung des Wortes«, vor allem am Beispiel der Zitatverwendung. Insgesamt enthalte das Buch etwa 1300 Zitate, zum Teil aus der Sprache des Dritten Reiches, aus Berichten über Hitler-Deutschland usw., zum anderen Teil aus der literarischen Tradition. Stremmel, ein sehr sensibler Leser, zeigt die verschiedenen Techniken des Zitierens und macht deutlich, wie sehr die Kenntnis des ursprünglichen Zusammenhangs etwa der Goethe- oder Shakespeare-Zitate zum Verständnis der »Dritten Walpurgisnacht« beiträgt (vgl. z.B. S. 122), ja für dieses Verständnis nötig ist. Umso willkommener ist der Nachweis der Quelle vieler Zitate.

Stremmel läßt bei diesen formalen Analysen durchblicken, wie viel er über die »Dritte Walpurgisnacht« weiß. Umso mehr ist zu bedauern, daß er auf inhaltliche Schwerpunkte des Werkes eigentlich nicht eingeht — Dissertationen müssen eben einmal abgeschlossen werden! Hinweise auf Themen des Werkes gibt es freilich in Fülle. Durch dieses Fehlen thematischer Untersuchungen hängen letztlich auch die einleitenden Überlegungen über Satire und Polemik sowie über Kraus' Pressekritik etwas in der Luft, was man aber angesichts ihrer Qualität durchaus in Kauf nimmt.

Der Abschnitt über die Rezeption der »Dritten Walpurgisnacht« in Presse und Germanistik ist sehr pointiert formuliert (wie Stremmel auch sonst mit scharfen Urteilen über bisherige Kraus-Forschungen nicht zurückhält), enthält auch manche Überraschungen, etwa die, daß der Germanist Wilhelm Grenzmann in seiner »Deutschen Dichtung der Gegenwart« (1953) sich auf keine andere Quelle als eine Rezension der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« stützt, aus der er auch alle fehlerhaften Zitate übernimmt (S. 169, Anm. 1), ist aber insgesamt doch nicht sehr ergiebig. Hier wäre eine Einordnung in die gesamte Kraus-Rezeption nach 1945 zu leisten, die aber bisher noch nicht ausreichend untersucht

worden ist. Das wichtigste Ergebnis der Analyse der wissenschaftlichen Arbeiten über die »Dritte Walpurgisnacht« ist, daß mindestens die bundesdeutschen Untersuchungen dazu neigen, die gegen die Struktur der präfaschistischen Gesellschaft gerichtete Tendenz des Werkes zu vernachlässigen (S. 218). Sorgfalt zeichnet jedenfalls auch diesen Abschnitt aus.

Auch in Einzelheiten bringt Stremmel immer wieder neue Informationen: so weist er darauf hin, daß Kraus' Fotomontage »Der Sieger« (1911) wahrscheinlich die erste satirische Fotomontage der Kunstgeschichte sei (S. 53, Anm. 2); macht Bezüge zwischen der »Dritten Walpurgisnacht« und der 1941 im Londoner Exil erschienenen »Deutschen Walpurgisnacht« von Dosio Koffler glaubhaft (S. 139, Anm. 1); beschäftigt sich mit Parallelen und Gegensätzen zwischen der »Dritten Walpurgisnacht« und Thomas Manns »Doktor Faustus« (S. 138, Anm. 1; S. 140). Anregungen kann man dem Buch in Fülle entnehmen.

Zu einigen Stellen seien abschließend Ergänzungen angebracht; wenn Kraus die Schweißfüße einen »wesentlichen Belang« der Deutschnationalen nennt, so sind nicht nur die Schweißfüße, sondern auch das Wort »Belang« seit jeher eine »Fackel«-Chiffre für diese politische Gruppierung (S. 112f.); »Belang« ist sogar die ältere. Die Liste der Zitate läßt sich durch zwei Anspielungen auf Zitate in der auf S. 122 zitierten Passage aus der »Dritten Walpurgisnacht« ergänzen: in »Denn es ist ein Moment im Völkerleben. . .« könnte man einen Anklang an »Wallensteins Tod« II,5 hören (»Es gibt im Menschenleben Augenblicke/[. . .] Solch ein Moment war's [. . .]«); und wenn es in dieser Passage weiter heißt: »Der Mensch holt vom Himmel seine Rechte«, dann soll das fast sicher an »Wilhelm Tell« II,2 erinnern: »[. . .] greift er/Hinauf getrosten Mutes in den Himmel/Und holt herunter seine ew'gen Rechte«. Zum Nachweis eines Zitats aus »Mein Kampf« (S. 128, Anm. 2) müßte wohl gesagt werden, daß Kraus mit einiger Sicherheit dieses Buch nicht gelesen, vielmehr die Stelle einer Zeitung entnommen hat.

Diese Ergänzungen sind nur als Beispiele dafür gemeint, wie dieses Buch, das die Kraus-Forschung fördern sollte wie wenige andere Untersuchungen, zur Weiterarbeit an der Erhellung von Kraus' Riesenwerk anregt.

Johann Holzner:

Zum Briefwechsel zwischen Adolf Pichler und Alois Brandl

Ausbruch aus der Provinz. Adolf Pichler - Alois Brandl: Briefwechsel (1876 -1900). Hrsg. von Johann Holzner und Gerhard Oberkofler. Innsbruck 1983. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe Band 16).

Die Autoren:

Pichler wurde 1819 in Erl bei Kufstein geboren. 1848 wurde er in Wien zum Doktor der Medizin promoviert, kurz nachdem er sich noch an den Vorbereitungen der Studierenden zur Märzerhebung beteiligt hatte. 1851 wurde er zum ordentlichen Lehrer am Obergymnasium in Innsbruck ernannt, wo er in den Fächern Deutsch und Naturgeschichte unterrichtete. Als im selben Jahr das Ministerium für Kultus und Unterricht den Lehrkörper der philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck aufforderte, »dasjenige Individuum, welches er für eine Lehrkanzel der deutschen Sprache und Literatur geeignet erachte, namentlich zu bezeichnen«, wurde einstimmig Pichler vorgeschlagen (Ignaz Vinzenz Zinglerle aber berufen). Erst 1867 ernannte der Kaiser Pichler zum ordentlichen Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität Innsbruck. — Pichler wahrte immer Distanz

zu den konservativen, insbesondere zu den ultramontanen Kräften, die in Tirol dominierten. Er gehörte zunächst dem liberalen Lager an; in den letzten Jahrzehnten seines Lebens wandte er sich auch von diesem ab und dem nationalen Lager zu. Sein Hauptgeschäft war zeitlebens die Literatur: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte er als Schriftsteller in Tirol keine Konkurrenz zu fürchten; in Tirol selbst nicht unangefochten, galt er außerhalb der Grenzen des Landes als wichtigster Repräsentant der Tiroler Literatur.

Brandl wurde 1855 in Innsbruck geboren. Er studierte in Innsbruck und Wien Klassische und Germanische Philologie. Nach einigem Zögern, ob er sich mehr der Germanistik oder der Anglistik verschreiben sollte, entschied er sich für diese, ohne jene ganz aufzugeben. Er erlebte eine steile Karriere; sie führte ihn 1884 als a.o. Prof. nach Prag, mit 33 Jahren schon als Ordinarius nach Göttingen und über Straßburg 1895 nach Berlin. Als bahnbrechend galt seinerzeit sein Werk über den englischen Dichter Samuel T. Coleridge; von großer Wirkung war jedoch auch seine wissenschaftlich-politische Organisationsarbeit, die dem Englischunterricht in den höheren Schulen zunehmende Bedeutung zukommen ließ. Brandl leitete später die Berliner Gesellschaft für das Studium der Neueren Sprachen und ihre Zeitschrift, die deutsche Shakespeare-Gesellschaft, deren Jahrbuch und deren Shakespeare-Ausgabe sowie die national-deutsche Arbeit für den Allgemeinen Deutschen Schulverein. Er starb 1940 in Berlin. — In seinem Selbstverständnis war Brandl ein Liberaler. Ebenso wie Pichler bekämpfte er die politische Rolle der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert, nicht aber den Katholizismus. Während Pichler die Liberalen bereits als »Vertreter des Großkapitales, nicht des Volkes« betrachtete und sich für eine differenzierte Beurteilung der historischen Funktion des Sozialismus aussprach, wollte Brandl von den Sozialisten nichts wissen; viel leichter konnte er sich mit der Position der Deutschnationalen identifizieren.

Pichler und Brandl lernten einander kennen, als Pichler das letzte Semester seiner Gymnasialtätigkeit absolvierte und den damals 11-jährigen Brandl in Zoologie unterrichtete, also 1866/67. 1873 wurde Brandl von Pichler als Hauslehrer engagiert, von da an blieb ihre Beziehung aufrecht bis zu Pichlers Tod (1900).

Zur Edition:

Die Druckvorlagen der Briefe befinden sich in Archiven der DDR: im Zentralen Akademie-Archiv in Berlin und im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar. Die Korrespondenz wird ungekürzt, in chronologischer Ordnung wiedergegeben; sie umfaßt rund 500 Briefe. Allerdings muß eine Reihe von Briefen als verloren gelten. — Einige wenige Briefe hat bereits Pichler veröffentlicht, im dritten Band seiner autobiographischen Werke; im Hinblick auf die Publikation hat er sie aber in der Regel bearbeitet, zum Teil wesentlich verändert. Sie werden deshalb in dieser Ausgabe nur dann berücksichtigt, wenn die entsprechenden Originalfassungen fehlen.

Das kommentierte Personenregister im Anhang der Korrespondenz verweist auf ca. 1000 Namen.

Zur Bedeutung des Briefwechsels:

Die beiden Gelehrten, die verschiedenen Generationen angehören, verschiedene wissenschaftliche Disziplinen repräsentieren und nicht nur in Nebensächlichem auch verschiedene Positionen beziehen, schreiben einander 25 Jahre lang über private Erfahrungen und Erlebnisse, über Sorgen und Empfindungen, die sie gelegentlich selbst engsten Familienangehörigen vorenthalten, über die Verhältnisse, die Attraktionen und die Intrigen an ihren Universitäten, über das gesellschaftliche und kulturelle Leben, soweit sie es aus geringerer oder größerer Distanz mitverfolgen, schließlich über politische Zustände und Abläuf-

fe, lokale wie internationale; vor allem aber erörtern sie in ihren Briefen regelmäßig, was sie am meisten beschäftigt, die Literatur.

Der Briefwechsel dokumentiert also, wie zentrale Fragen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus der Perspektive liberal bzw. national orientierter Universitätsprofessoren sich darstellten: der Kulturkampf, die Judenfrage, die Rolle des Sozialismus, die Entwicklung des Deutschen Reiches und die Krise der Donaumonarchie. Er zeigt, wie Pichler und Brandl die Reform des Schulwesens und den Ausbau der Universitäten erlebten. Insbesondere aber vermittelt dieser Briefwechsel einen anschaulichen Eindruck vom literarischen Leben der Zeit: weil Pichler und Brandl unermüdlich lesen — im übrigen nicht nur Literatur, die sie aus beruflichen Gründen lesen müssen — und weil sie ständig ihre Lektüreerfahrungen diskutieren.

Sie schreiben dabei, wenn sie nicht gerade die eigenen Arbeiten gegenseitig kommentieren, offen und unverblümt, was sie fühlen und denken. Die Sprache dieser Briefe dürfte landläufige Meinungen über die Diktion von Universitätsprofessoren im 19. Jahrhundert gehörig durchkreuzen. —

Es versteht sich, daß die politischen und kulturellen Verhältnisse in Tirol im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts im Zentrum dieser Korrespondenz stehen: sie werden von beiden Autoren (kritisch und naturgemäß nicht unparteiisch) kontinuierlich verfolgt. Beide empfinden, anders als die konservative Fraktion im Lande, die Grenzen der Provinz nicht als Schutzwälle, sondern als Barrieren; beide versuchen immer wieder, aus dieser provinziellen Enge auszubrechen.

Die einfachste Möglichkeit, aus der Provinz auszubrechen, verwirklichte Brandl. Er emigrierte und kam als Ordinarius nur mehr gelegentlich nach Tirol zurück.

Auch Pichler überlegte wiederholt, selbst noch in seinen letzten Lebensjahren, Tirol zu verlassen. So sehr er das Land liebte, seiner Bevölkerung stand er reserviert gegenüber, namentlich den Innsbruckern »mit ihrem Klatsch, ihrer gemeinen Bosheit, liberal ultramontanen Plättheit und jener bürgerlich biedereren Ehrlichkeit, die oft von Gaunerei nicht zu unterscheiden ist«. Aber er blieb in Tirol. Und er versuchte, aus der Provinz auszubrechen, indem er in die Natur und in die Lektüre der Weltliteratur flüchtete.

Aus ihrem Briefwechsel läßt sich nicht zuletzt ablesen: daß Brandl, obwohl er immer in Großstädten lebte, gewisse charakteristische Merkmale provinzieller Borniertheit nie ganz abstreifen konnte; während Pichler, der relativ selten über die Grenzen des Landes hinaus kam, Signale provinzieller Engstirnigkeit in der Regel mit Argusaugen registrierte und dadurch mehr noch als Brandl aus den Fesseln der Provinz sich befreite.

Krzysztof Lipinski:

Zum Topographischen bei Georg Trakl

Die Abhängigkeit vieler Trakl-Gedichte von der lokal gefärbten Atmosphäre seiner Heimat ist unleugbar; viele Gedichte sind durch ihre Titel bzw. leicht aufzudeckende Motive ohne weiteres lokal zu fixieren. (Die schöne Stadt, Musik im Mirabell, St.-Petrus-Friedhof, Am Mönchsberg, In Hellbrunn, Die drei Teiche von (in) Hellbrunn, Anif, Abend in Lans, Hohenburg, In Venedig, Grodek). Nicht selten ist man der Versuchung ausgesetzt, in den dechiffrierten Lokalbezügen einen zuverlässigen hermeneutischen Schlüssel zur 'Enträtselung' der Trakl-Dichtung gefunden zu haben. Unseres Erachtens ist aber eine solche Enträtselung im Umfang mit dem Trakl-Werk kaum notwendig: man kann diese Gedichte lesen und reflektieren, ohne den lokalen Hintergrund berücksichtigen

zu müssen. Die Aufdeckung der lokalen Bezüge kann jedoch einem Trakl-Interessenten einen anderen Dienst erweisen, und zwar:

- a) Sie kann die zugespitzten Interpretationen ausschalten oder mindestens einschränken (viele scheinbar hermetische Metaphern und Formulierungen lassen sich als 'wörtliche' Beschreibungen entlarven, vorausgesetzt, daß sie mit den entsprechenden lokalen Umständen konfrontiert werden).
- b) Viel wichtiger erscheint jedoch ein 'literarisches Abenteuer' besonderer Art, das sich jedem bei dieser Gelegenheit bietet — der Vergleich von genau bestimmbarer Landschaften und Motiven, welche den Dichter inspiriert haben, mit dem poetisch reflektierten Resultat.

Im folgenden Beitrag versuchen wir, beide Aspekte an ausgewählten Trakl-Gedichten und -Zitaten andeutend zu veranschaulichen. Nebenbei sei bemerkt, daß nicht alle lokal fixierbaren Gedichte dieselbe Affinität zur ursprünglichen Landschaft aufweisen. Die Gedichte der Spätphase beinhalten lediglich bruchstückweise aneinandergereihte Landschaftselemente, z.B.:

Ferne leuchten *Schloß* und *Hügel* (»Die drei Teiche in Hellbrunn«, 2. Fassg.; = Monats-schlößl bei Hellbrunn)

Die Schwestern sind ferne zu weißen Greisen gegangen.

Nachts fand sie der Schläfer *unter den Säulen im Hausflur* (»Helian«; = Trakls Geburtshaus)

Schlanke Mägde tasten durch *die Gassen der Nacht* (»Helian«; = Judengasse)

A. Interpretationseinschränkung.

Nicht bei jeder Interpretation, wohl aber in der Vorbereitungsphase des Übersetzungsprozesses (1. Das Erfassen der Vorlage, 2. Die Interpretation der Vorlage) können derartige Lokalbezüge auf eine 'darstellende', also in einem gewissen Sinne 'wörtlich' zu nehmende Art der Vorlage hinweisen:

»Die Schöne Stadt«:

- | | |
|-----------------------------------|--------------------------------|
| x) Rösser tauchen aus dem Brunnen | = Residenzbrunnen |
| x) Blütenkrallen drohn aus Bäumen | = Kastanien (vgl. bei Fühmann) |

»Abend in Lans«:

- | | |
|---|--|
| x) Unter getünchten Bogen ,
Wo die Schwalbe aus und ein flog | = Giebelhäuser in Lans |
| x) Silberne Wasser rinnen über die Stufen des Walds | = Wasserfälle auf großen bemoosten Steinen neben der Schmalspurbahnlinie Igls-Innsbruck. |

Auf die ohne weiteres feststellbare Korrespondenz des Gedichts »Grodek« mit dem unmittelbaren Kriegsgeschehen wurde von mir in »Mutmaßungen über Trakls Aufenthalt in Galizien« verwiesen (In: Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift Zangerle. Salzburg 1981, S. 389-397).

B. Verfolgung der dichterischen Leistung.

Zahlreiche von den genannten lokal fixierbaren Trakl-Gedichten vermitteln auf ihre unvergleichliche Weise die besondere Atmosphäre, die Dominante(n) bzw. den 'Grundton' der betreffenden Landschaft. (Anif, Abend in Lans = winkelige Straße mit Giebelhäusern, Schwalben, Heuschaber, Wasserfälle im Wald.) Besonders einleuchtend wirkt in dieser Hinsicht das Gedicht »St.-Peters-Friedhof«.

Die Strophen 1-3 spiegeln mittels einer 'lyrischen Verschlüsselung' den besonderen genius

loci wider. Die Stellen, die einen direkten Lokalbezug aufweisen, werden kursiv wiedergegeben:

*Ringsum¹⁾ ist Felseneinsamkeit¹⁾.
Des Todes bleiche Blumen schauern²⁾
Auf Gräbern, die im Dunkel trauern —
Doch diese Trauer hat kein Leid.
Der Himmel lächelt still herab³⁾
In diesen traumverschlossenen⁴⁾ Garten,
Wo stille Pilger seiner warten.
Es wacht das Kreuz auf jedem⁵⁾ Grab.
Die Kirche ragt⁶⁾ wie ein Gebet
Vor einem Bilde⁷⁾ ewiger Gnaden,
Manch Licht brennt unter den Arkaden,⁸⁾
Das stumm für arme Seelen fleht —*

- 1,4 — Die Felsen, die dem ganzen Raum den Charakter von Abgeschlossenheit und Einsamkeit verleihen.
- 2 — Auf vielen Gräbern blühen tatsächlich Blumen.
- 3 — Die erwähnte 'Abgeschlossenheit' des fast von allen Seiten von Felsen und Mauern umgebenen Friedhofs hat zur Folge, daß der Himmel besonders hell von oben herab »lächelt«.
- 5 — Zahlreiche Kreuze aus Gußeisen.
- 6 — Die 'gotisch-emporragende' Kirche in der Mitte des Friedhofs.
- 7? — Das Petrus(?)bild an der Apsis der St.-Peters-Kirche, tatsächlich »vor« dem Eingang zur Friedhofskapelle (6).
- 8 — Arkaden an den Mauern des Friedhofs, vielleicht auch Katakomben.

C. Abschließend soll auf die mögliche Aufdeckung topographischer Motive verwiesen werden, die zwar nicht in die Dichtung eingegangen sind, für Trakls Biographie aber eine prägnante Bedeutung haben können:

- 1) Das ehem. Garnisonsspital in Krakau, Kraków, Wroclawska Str.
- 2) Rakowicer Friedhof, Kraków, Rakowicka Str. (Trakl im Friedhofsarchiv irrtümlicherweise als »Frankl« eingetragen. Notiz über die Überführung der Gebeine nach Innsbruck/Mühlau; damalige Angaben betr. Trakls Ruhestätte: Quartier 23, Reihe 13, Grab 45).
- 3) Wadowice, Karmeliter-Kloster.
- 4) Limanowa, »Gasthaus«: »Es war in Limanowa [. . .]. Irgendwo ein höher gebautes Haus, gemauert. Ein Gasthaus [. . .]« (Erinnerung an Georg Trakl, Salzburg³ 1966, S. 193). Nach dem mündlichen Bericht von Dr. A. Debski, dem Mitarbeiter des Instituts für Germanische Philologie der Jagiellonen-Universität in Krakau, soll am dortigen Marktplatz ein altes Gasthaus existieren. Aus derselben Quelle stammt die Information, daß die Bauarbeiten an der Kirche bereits vor 1914 in Angriff genommen wurden: »Kirche und Kirchturm standen eingerüstet« (Erinnerung an Georg Trakl, ebdenda).

Das »herrliche Geschenk« an den »unbekannten Freund«

»Rilkes Schreiben an Sie hat mich gerührt und tief erfreut. Die Zuneigung jedes edlen Menschen ist ein Halt in dem labilen Gleichgewicht meines Lebens. Ganz unwürdig bin ich des herrlichen Geschenkes, das ich als Zeichen und Andenken dieser Zuneigung am Her-

zen trage.« (Ludwig Wittgenstein an Ludwig von Ficker, 13.2.1915). — Was könnte das für ein Geschenk gewesen sein, von dem der mit überschwenglichen Gefühlsäußerungen eher kargende Wittgenstein so enthusiastisch spricht? Die Frage stellt sich umso dringlicher, als Ficker in einem seiner (noch unveröffentlichten) Briefe an Rilke gleichfalls von einer »herrlichen Gabe« spricht, die den anonymen Empfänger »aufs innigste beglücken« werde. Daß Rilke damit seinen Dank für die Wittgenstein-Spende von 25.000,— Kronen abstattete, steht außer Zweifel. Wie Ficker in diesem Brief, der übrigens just am Todestag Trakls entstand, weiter schreibt, waren es Gedichte, genauer: »Elegien«, die Rilke, eigens mit der Bitte, sonst keinem Menschen Einblick zu gewähren, an Ficker geschickt hatte. Daß es die bis dorthin entstandenen »Duineser Elegien« oder zumindest Dichtungen aus deren Umkreis waren, ist sehr wahrscheinlich.

W.M.

Rezensionen der Zangerle-Festschrift »Untersuchungen zum 'Brenner'« (Auswahl)

»Doch Festschriften, halt, die haben es in sich, meist nur eine zufällige Zusammenstellung, bei der die Beiträger nicht weniger sich selbst als den Geehrten im Auge haben, im Drang der Anforderung selbst zu Abschnitzeln greifen. Gegen solche Skepsis schützt indes schon der Buchumschlag, ein bunter, fröhlicher, witziger Einfall von Max Weiler, geradezu dazu bestimmt, vor dem Auge den Staub alles bloß Akademischen oder Mandarinhaften wegzublasen. Beginnt man zu blättern und zu lesen, weiß man bald mehr. Auf diesen mit dem untertreibend-nüchternen Titel: Untersuchungen zum Brenner erschienenen Band hier einzugehen, hat Gründe, die eben nichts mit einer Festschrift [zu tun haben], sondern mit der Rekapitulation eines Geisteskapitels, das, sofern es Geist ist, nicht abgeschlossen ist, sondern dem Wissenden Herausforderung bleibt.«

(Otto Schulmeister: »Nach Maßgabe des Fälligwerdens«. Was eine Zeitschrift vermag, selbst wider den Strom: »Der Brenner«. In: Die Presse, 12.7.1982)

»Die bei einem solchen Anlaß übliche Gestaltung des Inhalts macht die Problematik dieses Publikationstyps deutlich. Die vielen Beiträge sind in jeder Hinsicht sehr unterschiedlich. Verhältnismäßig groß ist die Zahl jener, die auf Dissertationen der Verfasser beruhen. Der Zugang zu den besprochenen Dichtungen wird durch eine modische Fachsprache nicht gerade erleichtert. Über den Gefeierten, der als katholischer Intellektueller in den vergangenen fünf bewegten Jahrzehnten bei den verschiedensten Gelegenheiten aktiv war [. . .] müßte man mehr erfahren, ist er doch ein Zeuge der Zeit.«

(Karl Hopf: Synthese von Tradition und Fortschritt. In: Salzburger Nachrichten, 31.7.1982)

»An dieser Festschrift, aus dem Brenner-Archiv und seinem Umkreis hervorgegangen, stimmt einfach alles, angefangen vom bunten Schutzumschlag, mit dem Max Weiler die Ordnung des Unberechenbaren in Form und Farbe heiter zelebriert, bis hinein in die gut 40 faktenhaltigen, kenntnisreichen, problemkundigen Beiträge. Die Herausgeber konnten sich's nämlich leisten, die Fülle des Inhalts als den literarischen, philologischen, sprachphilosophischen und menschlichen Beziehungsreichtum des 'Brenner' vorzustellen, jener

Zeitschrift, in der Ignaz Zangerle zwei seiner wichtigsten Arbeiten veröffentlicht hat, nämlich 1933 die helllichtige Betrachtung 'Zur Situation der Kirche' und 1946 den großen Essay 'Die Bestimmung des Dichters' [. . .].«

(Viktor Böhm: Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. In: Zeit im Buch 36, 1982, H.4, S. 199-200)

»Über den Jubilar selbst handeln von den rund 40 Beiträgen auf über 500 Seiten ganze drei: die Erinnerungen eines Schulkameraden an die gemeinsamen Jahre im Stiftsgymnasium Seitenstetten mit der Schilderung der prägenden Einflüsse der verschiedenen benediktinischen Lehrer und des katholischen Bundes 'Neuland'; eine Geburtstagsrede über Zangerles Mitarbeit am 'Brenner' und eine diesbezügliche Bibliographie. Weitere biographische Hinweise sind punktuell an verschiedensten Stellen der anderen Aufsätze verstreut, aber eine auch nur skizzenhafte Übersicht über Leben und Werk Zangerles ergibt sich nicht. Der überwiegende Teil der Beiträge befaßt sich mit der (mit Unterbrechungen) von 1910 bis 1954 erschienenen, von Ludwig von Ficker begründeten Tiroler Kulturzeitschrift 'Der Brenner'. Zu dieser fand Zangerle schon während seiner Gymnasialzeit und gehörte dann lange Jahre zu ihren wichtigen Gestaltern. So stammen von ihm z.B. so wesentliche Beiträge wie 1933 der Aufsatz 'Zur Situation der Kirche', in dem er angesichts der heraufdämmernden Gefahr des Faschismus gegen eine territorial verstandene katholisch-nationale Reichstheologie eintrat und für den einzelnen entscheidungsfähigen Christen als Weg der Zukunft plädierte; oder 1946 ein Essay 'Die Bestimmung des Dichters' in dem er die seit Beginn des 'Brenners' diskutierte Frage um das Verhältnis von Glaube und Kunst zur Einsicht fortführt, daß es für christliche Kunst — und Dichtung im besonderen — keine festschreibbaren Inhalts- und Formgesetze gebe, sondern der Dichter selbst existentiell um seine Vision angefragt sei. [. . .] Nach der Einstellung des 'Brenners' gab Zangerle die 'Trakl-Studien' und die 'Brenner-Studien' heraus und bemühte sich intensiv um die Errichtung eines Brenner-Archivs an der Universität Innsbruck, das schließlich als eigenes Forschungsinstitut verankert wurde. Mitarbeiter und Geförderte an diesem Institut stellen auch die Mehrzahl der Autoren, so daß die Festschrift eine Art Dokumentation der wissenschaftlichen Arbeit wird, die dort geleistet wurde.«

(Christa Gürtler und Werner Riemer: Untersuchungen zum »Brenner«. In: Erwachsenenbildung 29, 1983, H.1, S.55)

Trakl-Bibliographie

Der in den »Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv« Nr.1/1982 angekündigte »umfassende Bericht über die Trakl-Forschung der siebziger Jahre« konnte für das vorliegende Heft (Nr.2) nicht mehr fertiggestellt werden; er wird voraussichtlich in Nr.3/1984 erscheinen.

Statt einer in den »Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv« Nr.1/1982 angekündigten »kommentierten Auswahl-Bibliographie« zu Trakl wird der Herausgeber der soeben erschienenen »Neuen Trakl-Bibliographie«, Walter Ritzer, selbst die neuesten Schrift-, Ton- und Bilddokumente über Trakl in bestimmten Abständen in den »Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv« vorstellen.

Suchanzeigen

Das Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« ist sehr interessiert an Briefen, Manuskripten, Büchern, Zeitschriften, Bildern, Photos, Dokumenten u.a. mit Bezug auf den »Brenner« und seine Mitarbeiter, auf den Bekanntenkreis Ludwig v. Fickers, auf Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts aus dem deutschsprachigen Raum (speziell aus Tirol).

All jenen, die durch Hinweise oder Übergabe von Dokumenten u.ä. der Forschung im Institut behilflich waren, sei hiermit herzlich gedankt.

Herzmanovsky-Orlando-Ausgabe:

Gesucht werden vor allem Briefe von und an Herzmanovsky-Orlando; erbeten sind auch Hinweise zu seinen Bildern und Zeichnungen.

Esterle-Ausgabe:

Für eine Dokumentation über Max v. Esterle werden Bilder, Zeichnungen, Plakate, Briefe, Dokumente u.a. gesucht.

Tesar:

Gesucht werden folgende Werke von Ludwig Erik Tesar: »Jesse Wittich«. Roman. Berlin: Axel Juncker 1913 (erschienen unter dem Pseudonym Ludwig Erde); »Robinson Crusoe von Daniel Defoe« (= Gerlachs Jugendbücherei Bd. 31). Wien o.J. (1913).

*

Druckfehlerberichtigung:

Das Photo Trakls in Nr. 1/1982 auf S. 43 ist seitenverkehrt abgebildet.

»Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs«

Mitglieder können die im Otto Müller Verlag Salzburg erschienenen Publikationen des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« zu einem ermäßigten Preis über das Institut bestellen. Zu diesen bereits veröffentlichten Publikationen (siehe Anhang) und dem demnächst erscheinenden »Gablitzer Ebner-Symposion« kommen noch einige in Vorbereitung befindliche hinzu, über deren finanzielle Unterstützung durch die »Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs« von ihren Mitgliedern beraten werden soll:

Ludwig v. Ficker: Briefwechsel 1907 - 1967. Edition und Kommentar. (ca. 3 Bände)

Anton Santer: Gesammelte Dichtungen und Briefe. Mit einer literaturwissenschaftlichen Einführung. (ca. 3 Bände)

Max v. Esterle: Das malerische Werk. Mit wissenschaftlichen Erläuterungen. (1 Band)

Erich Lechleitner: Bildmonographie. (1 Band)

Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Sämtliche Werke in 10 Bänden

Hrsg. im Auftrag des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« unter der Leitung von Walter Methlagl und Wendelin Schmidt-Dengler.

bisher erschienen:

Band I

Österreichische Trilogie

1

Der Gaulschreck im Rosennetz. Roman

Herausgegeben und kommentiert

von Susanna Kirschl-Goldberg

243 Seiten, 35 Abbildungen, Format 15x22cm, Ganzleinen,

ISBN 3-7017-0350-7

S 295,--/DM 42,-- (Subskriptionspreis S 250,--/DM 36,--)

Herzmanovsky-Orlando über die beiden ersten Bände der Trilogie:

»Während im 'Gaulschreck' die bornierte Beamtendummheit als polare Wirkung groteskes Geschehen gebiert, ist im zweiten Teil im goldenen Abendrot der zum Sterben verurteilten Märchenpracht des unvergleichlichen Traumreiches Österreich schon der Hauch okkulter Vorgehens ganz diskret spürbar« (ca. 1950).

Der zweite Teil (»Rout am fliegenden Holländer«) erscheint im Frühjahr 1984.

Band VII

Der Briefwechsel mit Alfred Kubin

1903 bis 1952

Herausgegeben und kommentiert

von Michael Klein

484 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Format 15x22cm, Ganzleinen,

ISBN 3-7017-0351-5

S 480,--/DM 69,-- (Subskriptionspreis S 410,--/DM 59,--)

Fritz von Herzmanovsky-Orlando und Alfred Kubin verband eine über fünfzig Jahre währende Freundschaft.

Die Wichtigkeit ihrer Korrespondenz sowohl für die beiden Brieffpartner als auch für den heutigen Leser, der diesen beiden so verschiedenen Künstlerpersönlichkeiten gerecht zu werden, die Bedingungen ihrer Werke zu verstehen bemüht ist, ergibt sich bereits aus den äußeren Fakten.

Weder von Kubin noch von Herzmanovsky-Orlando ist ein zweiter derart umfangreicher Briefwechsel bekannt. Erhalten sind über 200 Schriftstücke aus der Zeit zwischen 1903 und 1952. Bei beiden Künstlern fällt die größte Dichte der Korrespondenz mit den fruchtbarsten und intensivsten Arbeitsjahren zusammen.

Was beiden gemeinsam war, die selten in solcher Stärke auftretende literarische und bildnerische Doppelbegabung, ihr Interesse für Mystisch-Okkultes und nicht zuletzt ihre Sammelleidenschaft, findet seinen Niederschlag in diesen Briefen, die über ihren biographischen Wert hinaus ein wichtiges Zeitdokument sind.

*

Subskription ist nur für die gesamte Ausgabe möglich (bis 31.12.1984). Bestellungen sind direkt an den Residenz-Verlag zu richten.

PUBLIKATIONEN ÜBER »BRENNER«-MITARBEITER

Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag.

Hrsg. v. Walter Methlagl, Eberhard Sauermaun und Sigurd Paul Scheichl. 1981, 539 S., S 385,-.

Den Verdiensten Zangerles um die Erwachsenenbildung (z.B. als Leiter des Katholischen Bildungswerkes Tirol) und um die Literatur (als »Brenner«-Mitarbeiter und Förderer der Trakl-Forschung) sucht die Festschrift mit 40 Beiträgen von Autoren aus 10 Ländern gerecht zu werden. Sie ist zugleich ein repräsentativer Überblick über die wissenschaftliche Arbeit des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« seit 1964.

Das Buch ist ein Handbuch zum »**Brenner**« und seinem geistigen Umfeld. Es erschließt unbekannte Quellen und enthält neueste Forschungsergebnisse zu **Hermann Broch, Theodor Däubler, Carl Dallago, Ferdinand Ebner, Ludwig von Ficker, Theodor Haecker, Martin Heidegger, Karl Kraus, Christine Lavant, Ludwig Wittgenstein, Ignaz Zangerle** u.a.

Neben literaturgeschichtlich und geistesgeschichtlich-philosophisch orientierten Untersuchungen (etwa über die Rezeption Hölderlins im »Brenner«, über Aspekte des Judentums im »Brenner«) stehen sprachwissenschaftliche (etwa zum Problem der religiösen Sprache).

Vor allem wird die **Trakl**-Forschung auf eine neue Grundlage gestellt. Die einschlägigen Beiträge beschäftigen sich mit Trakls Biographie, mit seiner Sprache, mit Editionsfragen, Übersetzungsproblemen, Rezeptions- und Interpretationsmodellen.

Eine Auseinandersetzung mit dem »Brenner« ist immer eine Sache persönlicher Betroffenheit, in der Zustimmung wie in der Ablehnung.

OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG

TRAKL-STUDIEN

Walter Ritzer: *Neue Trakl-Bibliographie*. Bd. 12, 1983, 392 S., S 980,-

Die Weltgeltung des bedeutendsten österreichischen Lyrikers Georg Trakl ist offenkundig: seine Werke wurden in 22 Sprachen übersetzt (200 Ausgaben mit 4000 Gedichten, davon je 500 engl., franz., japan., ital., ungar., span.); 2000 Autoren haben bisher über Trakl publiziert — obwohl sein Werk nur 300 Gedichte (inkl. den verschiedenen Fassungen), einige dramatische bzw. Prosa-Stücke und nicht mehr als 150 Briefe umfaßt.

Die Veröffentlichungen über Georg Trakl, die Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke sind unüberschaubar geworden. Ritzer gelang es jedoch, selbst entlegene Schrift-, Ton- und Bilddokumente über Trakl zu sammeln und nach Gesichtspunkten zu ordnen, die den mannigfaltigen Fragestellungen der heutigen Trakl-Forschung entgegenkommen. Die Gliederung nach 150 Schlagwörtern, Querverweise, ein Werkregister (mit den seit dem Erscheinen der hist.-krit. Ausgabe 1969 neu hinzugekommenen Gedichten), ein Verzeichnis der 750 Zeitschriften bzw. Zeitungen sowie ein Personen-Verzeichnis ermöglichen einen umfassenden Überblick und rasch durchführbare Recherchen.

Die Neue Trakl-Bibliographie ist als Hilfsmittel für eine Beschäftigung mit Trakl unentbehrlich, in ihrer Vollständigkeit und Genauigkeit ist sie optimal.

Kathrin Pfisterer-Burger: *Zeichen und Sterne. Georg Trakls Evokationen lyrischen Daseins*. Bd. 11, 1983, 154 S., S 175,-

Man überfordert Trakl, wenn das Klimpern, das zum Handwerk auch des Literaturwissenschaftlers gehört, den Ton erschlägt, der nach Meinung der Autorin dieses Buches nur dem vernehmbar wird, der Trakls Gedichte möglichst vorbehaltlos liest. — Mit ihrer eigenen Untersuchung, die vor allem der Prosadichtung »Traum und Umnachtung« und dem »Elis«-Komplex gilt, will Kathrin Pfisterer-Burger dennoch nicht die Ergebnisse der Trakl-Forschung desavouieren. Zunächst aber vertraut sie ihrer Sensibilität. »Zart und unerschrocken geht sie vor und vereinigt damit zwei Eigenschaften, die sich meist ausschließen, von denen aber ein Interpret, der bei Trakl einige Schritte weiter kommen will, keine entbehren kann« (Emil Staiger). Ein solcher Schritt ist der überzeugende Nachweis, daß nicht nur Nietzsche, Rimbaud und Hölderlin geistige Vorgänger Trakls sind, sondern auch Novalis. Novalis taucht hinter Elis als brüderliche Spiegelung auf. Dieses literarische Vorbild wird in der Trakl eigenen Weise verarbeitet und zur Quelle einer neuen schöpferischen Imagination gemacht.

Salzburger Trakl-Symposion. Hrsg. v. Walter Weiss und Hans Weichselbaum. Bd.9, 1978, 188 S., S 175,-

Hat Trakl die Dichtung Hölderlins wie die Rimbauds »bedenkenlos als Steinbruch benutzt«? Bernhard Böschenstein stellt diese Behauptung Reinhold Grimms in Frage: *Hölderlin und Rimbaud. Simultane Rezeption als Quelle poetischer Innovation im Werk Georg Trakls* (S.9-27).

Ob Trakls Lyrik übersetzbar ist, ob sie überhaupt Mitteilungscharakter hat, erörtert Adrien Finck: *Die französischen Trakl-Übersetzungen* (S.28-43). Jacques Legrand bietet dazu eigene *Trakl-Übersetzungen* (S.44-51) und stellt sich der Diskussion (S.124-148). Können Trakls Beziehungen zu Karl Kraus als »Dialog mit einem Vater« interpretiert werden? Gerald Stieg stellt die Hypothese auf, aus den Kraus »gewidmeten« Gedichten »Psalm«, »Karl Kraus« und »Ein Winterabend« lasse sich Trakls Verehrung für Kraus wie seine Kritik an ihm erschließen: *Georg Trakl und Karl Kraus* (S.52-65).

Dem widerspricht Eberhard Saueremann: *Die Widmungen Georg Trakls* (S.66-100). Trakl habe Widmungen an Menschen gerichtet, weil er ihnen dankbar oder von ihnen abhängig war; eine Beziehung zwischen den Widmungsempfängern und dem Text der betreffenden Gedichte könne nicht belegt werden.

Arbeitsgespräche (mit Roger Bauer, Karl Ludwig Schneider, Alfred Doppler, Joachim Storck, Maurice Godé u.a.) erläutern diese Beiträge und erweitern das Spektrum um Themen wie: Trakls Beziehung zu George, Rilke, zum »Brenner«-Kreis, Trakls Technik des Zitats u.a.

Heinz Wetzel: *Konkordanz zu den Dichtungen Georg Trakls*. Bd.7, 1971, XX + 818 S., S 770,-

»Jeder Versuch, die lyrische Sprache Georg Trakls zu ergründen, führt unausweichlich zu der entscheidenden Frage, ob die einzelnen, in wechselnden Konstellationen wiederkehrenden Bildelemente als Zeichen anzusehen seien, denen konstante Bedeutungen zukommen«. (Einleitung)

Diese Frage ist immer noch offen, obwohl die Konkordanz das Vergleichen ermöglicht, indem sie (auf der Grundlage der hist.-krit. Trakl-Ausgabe inkl. Varianten) den Gebrauch der einzelnen Wörter vollständig und in ihrem Satzzusammenhang darstellt. Sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die philologische Auseinandersetzung mit Trakl und führt zu einer Neueinschätzung seiner Lyrik — was freilich eine Überprüfung liebgewonnener Spekulationen erfordert.

Gerald Stieg: *Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus*. Bd.3, 1976, 383 S., S 315,-

»Das Trakl-Kapitel [...] fordert zum Widerspruch heraus. Kern dieses Abschnittes ist eine Neuinterpretation der auf Kraus bezogenen Gedichte Trakls im Lichte eines späteren Urteils von Ficker, das sich [...] ausdrücklich auf Aussagen Trakls beruft. Diese Neuinterpretation ergibt, daß Trakl vor allem in seinem Gedicht für die 'Rundfrage über Karl Kraus' 'in nuce die spätere, religiös bedingte Kritik an Kraus vorweggenommen' habe«. (S.P.Scheichl in »Sprachkunst« 7, 1977, S.146)

Kraus' Einfluß auf Ludwig von Ficker und den »Brenner« ist unbestritten. Umstritten hingegen ist die Frage, ob Kraus von »Brenner«-Mitarbeitern zu Recht als Repräsentant eines »Idealismus« kritisiert worden ist, dem Ethik und Ästhetik ein und dasselbe seien. Stieg versucht darauf eine Antwort zu geben.

Hermann Broch: *Völkerbund-Resolution. Das vollständige politische Pamphlet von 1937 mit Kommentar, Entwurf und Korrespondenz*. Hrsg. u. eingel. v. Paul Michael Lützeler. Bd.2, 1973, 112 S., S 147,-

»Brochs Völkerbund-Resolution war der Versuch eines der großen Moralisten unserer Zeit, durch theoretische und praktische Friedensvorschläge und durch den Aufruf zum Kampf gegen den Faschismus an diesem 'Menschlichkeitsfortschritt als Verwirklichung von Menschenrecht' mitzuarbeiten.« (Einleitung)

Brochs an der Gesellschaftskritik von Karl Kraus und der Ethik Kants orientierter Versuch, in den Prozeß der politischen Meinungsbildung einzugreifen, ist angesichts der (trotz UNO) angespannten politischen Lage der Welt aktueller denn je.

Ludwig Wittgenstein: *Briefe an Ludwig von Ficker*. Hrsg. v. Georg Henrik von Wright unter Mitarbeit von Walter Methlagl. Bd.1, 1969, 112 S., S 137,-

Enthält außer den Briefen, die vor allem Georg Trakl und Wittgensteins »Tractatus« betreffen, Walter Methlagls *Erläuterungen zur Beziehung zwischen Ludwig Wittgenstein und Ludwig von Ficker* sowie Georg Henrik von Wrights Untersuchung über *Die Entstehung des Tractatus logico-philosophicus*.

Max von Esterle: *Karikaturen und Kritiken*. Hrsg. v. Wilfried Kirschl und Walter Methlagl. Sonderband 1, 1971, 237 S., 90 Karikaturen, S 385,-

In seinen Karikaturen holt Esterle aus dem friedlichsten oder hochmütigsten Gesicht das Charakteristische heraus, das, was hinter den Mienen »brütet und lauert«.

In seinen höchst anschaulichen und stilistisch prägnanten Kritiken versucht er, über das jeweilige Werk hinaus das komplexe Menschentum des Künstlers zu erfassen und ihn zur Selbstkritik aufzustacheln.

Trakls Reaktion zur Karikatur auf dem Titelblatt: »leider an mir ganz vorbeigeraten«.